

Heimatbücher der Menschen

Die Aussaat

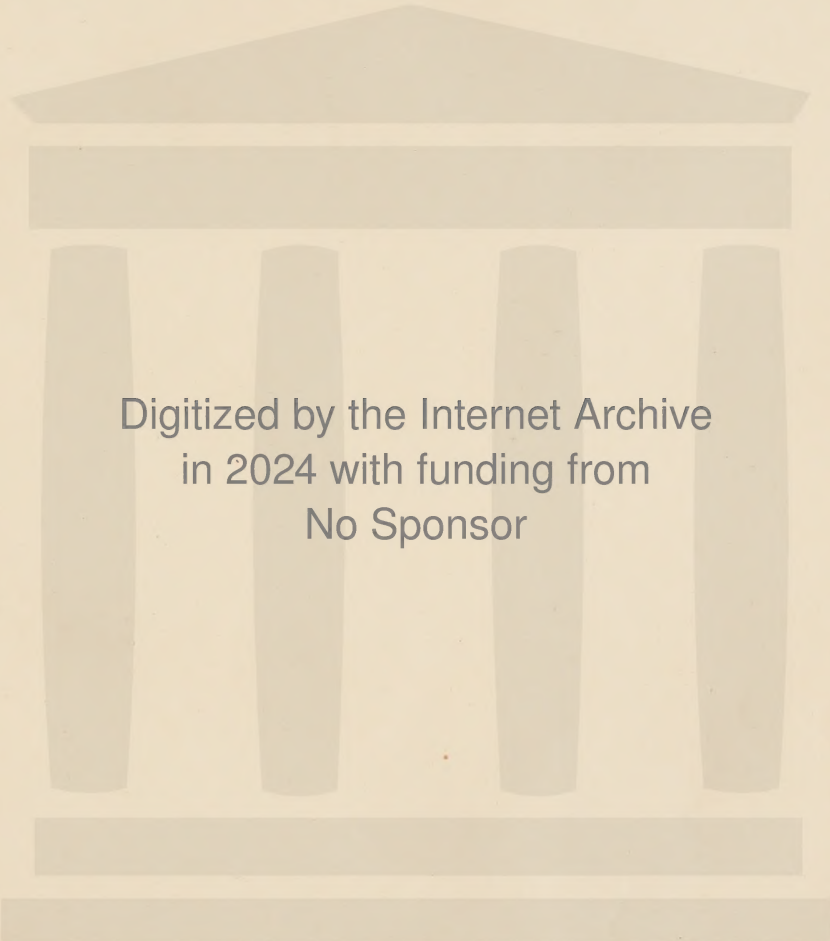
Frühling und Sommer
in
Heimat und Leben



Herausgegeben von Hermann Adolf Wichmann

Verlag Hermann A. Wichmann
München 1921





Digitized by the Internet Archive
in 2024 with funding from
No Sponsor

L. C. Robert Cunningham

Warrant

Beckman, 1924

Gleichzeitig mit diesem Buche erschien

Die Erntezeit

Herbst und Winter

in

Heimat und Leben

in gleicher Ausstattung und zum gleichen Preise

★

Ebenso ist gleichzeitig das Gesamtwerk

Aussaat und Erntezeit

Vom Frühling zum Winter

in

Heimat und Leben

in einem Bande gebunden erschienen

★

Verlagsverzeichnisse werden auf Wunsch

kostenfrei gesandt



Abt v. Schwind





Die Aussaat

Frühling und Sommer
in
Heimat und Leben

*

Herausgegeben von Hermann Adolf Wichmann

Verlag Hermann A. Wichmann
München 1921



Dieses Buch
wurde Anfang des Jahres 1921 von
Poeschel & Trepte in Leipzig gesetzt und gedruckt.
Die Kupfertiefdruck-Beilagen wurden von
F. Bruckmann A.-G. in München
hergestellt



Allen friedlichen und stillen Menschen

D i e A u s s a t



L. Richter.

Altes Korn des letzten Jahres säet der Sämann
in die neu mit Fleiß beackerte Erde.
Alte Worte und Liebe, die fast schon vergessen,
mögen von neuem den Menschen in Trübsinn und Wirrsal
Wege zeigen zum Leben und Glück.

Der Herausgeber.



Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen
am Himmel hell und klar; der Wald steht schwarz und schweiget,
und aus den Wiesen steigt der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille, und in der Dämmerung Hülle
so traulich und so hold! Als eine stille Kammer,
wo ihr des Tages Jammer verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? — Er ist nur halb zu sehen,
und ist doch rund und schön! So sind wohl manche Sachen,
die wir getrost belachen, weil unsere Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder sind eitel arme Sünder,
und wissen gar nicht viel; wir spinnen Hirngespinnste,
und suchen viele Künste, und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns Dein Heil schauen, auf nichts Vergänglich's trauen,
nicht Eitelkeit uns freun! Laß uns einfältig werden,
und vor Dir hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein.

Willst endlich sonder Grämen aus dieser Welt uns nehmen
durch einen sanften Tod! Und wenn Du uns genommen,
laß uns in Himmel kommen, Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder, in Gottes Namen nieder;
kalt ist der Abendhauch. Verschon' uns Gott! mit Strafen,
und laß uns ruhig schlafen! Und unsern kranken Nachbarn auch!

Matthias Claudius.

*

Täglich zu singen

Ich danke Gott, und freue mich wie's Kind zur Weihnachtsgabe;
daß ich bin, bin! Und daß ich dich, schön menschlich Antlitz habe;

daß ich die Sonne, Berg und Meer, und Laub und Gras kann sehen,
und abends unterm Sternenheer und lieben Monde gehen;

und daß mir dann zumute ist, als wenn wir Kinder kämen,
und sahen, was der heil'ge Christ bescheret hatte, Amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel, daß ich kein König worden;
ich wär geschmeichelt worden viel, und wär vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an, daß ich auf dieser Erde
nicht bin ein großer reicher Mann, und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht, hat mancherlei Gefahren,
und vielen hat's das Herz verdreht, die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Mut kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja und Nein! ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastei'n des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag, so viel ich darf zum Leben.
Er gib't's dem Sperling auf dem Dach; wie sollt' er's mir nicht geben.

Matthias Claudius.

*

Frau Rebecca mit den Kindern am Mai-Morgen

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus,
es gibt hier was zu sehen,
und ruft den Vater auch heraus . . .
Die Sonne will aufgehen! —

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
so unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf
und alle Abend unter!

Geht immer, und scheint weit und breit
in Schweden und in Schwaben,
dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
wie wir es nötig haben.

Von ohngefähr kann das nicht sein,
das könnt Ihr wohl gedenken;
der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müßt ihn ziehen und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
weiß nicht, was sich gebühret;
drum muß Wer sein, der an der Hand
als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
das kann man bald verstehen:
Er schüttet seine Wohlthat hin,
und läßt sich nicht sehen;

und hilft und segnet für und für,
gibt jedem seine Freude,
gibt uns den Garten vor der Tür,
und unsrer Ruh die Weide;

und hält Euch Morgenbrot bereit,
und läßt Euch Blumen pflücken,
und stehet, wenn und wo Ihr seid,
Euch heimlich hinterm Rücken,

sieht alles, was Ihr tut und denket,
hält Euch in seiner Pflege,
weiß, was Euch freut und was Euch kränkt,
und liebt Euch alle Wege.

Das Sternenheer hoch in der Höh,
die Sonne, die dort glänzet,
das Morgenrot, der Silber-See
mit Busch und Wald umkränzet,

dies Veilchen, dieser Blüten-Baum,
der seine Arm' ausstrecket,
sind, Kinder! „seines Kleides Saum“,
das ihn vor uns bedecket;

ein „Herold“, der uns weit und breit
von ihm erzähl' und lehre;
der „Spiegel seiner Herrlichkeit“;
der „Tempel seiner Ehre“,

ein mannigfaltig groß' Gebäu,
durch Meisterhand vereinet,
wo seine Lieb' und seine Treu
uns durch die Fenster scheineth.

Er selbst wohnt unerkannt darin,
und ist schwer zu ergründen.
Seid fromm, und sucht von Herzen ihn,
ob Ihr ihn möchtet finden.

Matthias Claudius.

*

Liebt euch auf Erden, liebt und wißt,
daß Gott im Himmel Liebe ist.

Merck auf die Stimme tief in dir;
sie ist des Menschen Kleinod hier.

Matthias Claudius.

An meinen Sohn Johannes, 1799

Gold und Silber habe ich nicht;
was ich aber habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann Dich nicht mitnehmen; und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise vom Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tonne.

Ich habe die Welt länger gesehen als Du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich Dir einigen Rat geben und Dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur alle andre Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß Dir nicht weismachen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare sieht er nicht und kennt sie nicht.

Spare Dir denn vergebliche Mühe und tue Dir kein Leid und besinne Dich Dein.

Halte Dich zu gut, Böses zu tun.

Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was Du sehen kannst, das siehe und brauche Deine Augen und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

bleibe der Religion deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießer.

Scheue niemand so viel als Dich selbst. Inwendig in uns wohnt der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Ägypter. Nimm es Dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu tun; und was du sindest und vorhast, schlage zuvor an Deine Stirn und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird Dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von anderen, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend usw. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren; da sei auf Deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf den Gassen ist, da gehe fürbaß.

Wenn Dich jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das

kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern, der ist frei, der da wollen kann, was er tun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.

Wenn es Dir um Weisheit zu tun ist; so suche sie und nicht das Deine und brich Deinen Willen und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für Dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andre, bis Du selbst gelehrt bist.

Nimm Dich der Wahrheit an, wenn Du kannst, und laß Dich gern ihrentwegen hassen; doch wisse, daß Deine Sache nicht die Sache der Weisheit ist und hüte, daß sie nicht ineinander fließen, sonst hast Du Deinen Lohn dahin.

Tue das Gute vor Dich hin und bekümmere Dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit und laß die andern über sie streiten. — Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue Dich schwerlich.

Mische Dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen tue mit Fleiß.

Schmeichle niemand und laß Dir nicht schmeicheln.

Ehre einen jeden nach seinem Stande und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn Du Recht tust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gesticulation und gebärde Dich schlecht und recht.

Hilf und gib gern, wenn Du hast, und dünke Dich darum nicht mehr; und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand und dünke Dich darum nicht weniger.

Lue keinem Mädchen Leides und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagest.

Hänge Dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Lue, was des Lohnes wert ist und begehre keinen.

Wenn Du Not hast, so klage sie Dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.

Stehe Deiner Mutter bei und ehre sie, so lange sie lebt und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein treuer Vater.

*

Und wenn sie alle dich verschrein,
so wickle in dich selbst dich ein.

Matthias Claudius.

Geistliches Lied

Wenn alle untreu werden, so bleib ich Dir doch treu;
daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden, vergingst für mich in Schmerz;
drum geb ich Dir mit Freuden auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen, daß Du gestorben bist,
und mancher von den Deinen Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen, hast Du so viel getan,
und doch bist Du verklungen und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe noch immer jedem bei;
und wenn Dir keiner bliebe, so bleibst Du dennoch treu;
die treuste Liebe sieget, am Ende fühlt man sie,
weint bitterlich und schmieget sich kindlich an Dein Knie.

Ich habe Dich empfunden, o lasse nicht von mir;
laß innig mich verbunden auf ewig sein mit Dir,
einst schauen meine Brüder auch wieder himmelwärts
und sinken liebend nieder und fallen Dir ans Herz.

Fr. Novalis.

*

Geduldig sein — Herr lehr' es mich,
ich bitte Dich, ich bitte Dich.

Matthias Claudius.



F. Meyer

Die Leiden des jungen Werther

am 21. Junius

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen aufspart, und mit mir mag werden, was will; so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe. Du kennst mein Wahlheim. Dort bin ich völlig etabliert. Von dort hab' ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl' ich mich selbst und alles Glück, das dem Menschen gegeben ist.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel läge! Wie oft hab' ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weiten Wanderungen bald vom Berge, bald in der Ebne über den Fluß gesehen.

Lieber Wilhelm, ich hab' allerlei nachgedacht, über die Begier im Menschen, sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen; und dann wieder über den innern Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, und in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder um rechts noch links zu bekümmern.

Es ist wunderbar: wie ich hierher kam und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. Dort das Wäldchen! Ach könntest Du Dich in seine Schatten mischen! Dort die Spitze des Bergs! Ach könntest Du von da die weite Gegend überschauen! Die ineinander geketteten Hügel und vertraulichen Täler. O könnte ich mich in ihnen verlieren! — Ich eilte hin! und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unsrer Seele, unsere Empfindung verschwimmt sich darinne, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. — Und ach, wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in

unserer Armut, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlupfendem Labfale.

Und so sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande, und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung, all die Wonne, die er in der weiten, öden Welt vergebens suchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirtsgarten mir meine Zuckerbüben selbst pflücke, mich hinsetze, und sie abfädme und dazwischen lese in meinem Homer. Wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter aussteche, meine Schoten ans Feuer stelle, zudecke, und mich dazu setze, sie manchmal umzuschütteln: Da fühl ich so lebhaft, wie die herrlichen übermütigen Freier der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten. Es ist nichts, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sei Dank, ohne Affektation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple, harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all' die guten Lage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortschreitenden Wachstume seine Freude hatte, all' in einem Augenblicke wieder mit genießt.

*

am 10. August

Ich könnte das beste, glücklichste Leben führen, wenn ich nicht ein Tor wäre. So schöne Umstände vereinigen sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergötzen, als die sind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach, so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glück macht. — Ein Glied der lebenswürdigsten Familie zu sein, von dem Alten geliebt zu werden wie ein Sohn, von den Kleinen wie ein Vater und von Lotten! — dann der



W. v. Kaulbach

ehrliebe Albert, der durch keine launische Unart mein Glück stört, der mich mit herzlichster Freundschaft umfaßt, dem ich nach Lotten das Liebste auf der Welt bin! — Wilhelm, es ist eine Freude uns zu hören, wenn wir spazieren gehen und uns einander von Lotten unterhalten; es ist in der Welt nichts Lächerlicheres erfunden worden als dieses Verhältnis, und doch kommen mir drüber die Tränen oft in die Augen.

Wenn er mir so von ihrer rechtschaffenen Mutter erzählt: wie sie auf ihrem Todtette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotten anbefohlen habe; wie seit der Zeit ein ganz anderer Geist Lotten belebt habe, wie sie in Sorge für ihre Wirtschaft und im Ernste eine wahre Mutter geworden; wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne tätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen, und wie dennoch all' ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn sie nie dabei verlassen habe. — Ich gehe so neben ihm hin, und pflücke Blumen am Wege, füge sie sehr sorgfältig in einen Strauß und — werfe sie in den vorüberfließenden Strom, und sehe ihnen nach, wie sie leise hinunterwallen. Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er sehr beliebt ist. In Ordnung und Emsigkeit in Geschäften hab' ich wenig seinesgleichen gesehen.

*

am 15. August

Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts notwendig macht als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß sie mich ungern verlöre, und die Kinder haben keinen anderen Begriff, als daß ich immer morgen wiederkommen würde. Heut' war ich hinausgegangen, Lottens Klavier zu stimmen, ich konnte aber nicht dazu kommen, denn die Kleinen verfolgten mich um ein Märchen, und Lotte sagte selbst, ich sollte ihnen den Willen tun. Ich schnitt ihnen das Abendbrot, das sie nun fast so gern von mir als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptstückchen von der Prinzessin, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabei, das

versichr' ich Dich, und ich bin erstaunt, was es auf sie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Inzidentpunkt erfinden muß, den ich beim zweitenmal vergesse, sagen sie gleich, das vorigemal wär's anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem singenden Silbenfall an einem Schnürchen weg zu rezitieren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor, durch eine zweite veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, notwendig seinem Buche schaden muß. Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihm das Abenteuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe dem, der es wieder austragen und ausstilgen will!

*

am 18. August

Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde?

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die letzten Millionen Rückenschwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite, und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden

aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürrn Sandhügel hinunterwächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirge erklang; und ich sah sie wirken und schaffen miteinander in den Tiefen der Erde, all die unergündlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häusern zusammen sichern, und sich annisten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Tor, der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft hab' ich mich mit Gittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst Du sagen: Das ist! da alles vorübergeht? da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen,

untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht Dich verzehrte und die Deinigen um Dich her, kein Augenblick, da Du nicht ein Zerstörer bist, sein muß: der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähtliches Grab. Ha! nicht die große seltne Noth der Welt, diese Fluten, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstet! Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes ewig widerkäuendes Ungeheuer.

*

am 16. Juni

Ja, wohl bin ich nur ein Wanderer, ein Waller auf der Erde! Seid ihr denn mehr?

*

am 26. November

Manchmal sag' ich mir: Dein Schicksal ist einzig; preise die übrigen glücklich — so ist noch keiner gequält worden. Dann lese ich einen Dichter der Vorzeit, und es ist mir, als säh' ich in mein eignes Herz. Ich habe so viel auszustehen! Ach, sind denn Menschen vor mir schon so elend gewesen?

Johann Wolfgang Goethe, Leiden des jungen Werther.

*

Goethe in Cesenheim

Wir hatten eine Zeit lang zusammen still und anmutig fortgelebt, als Freund Wyland die Schalkheit beging, den Landpriester von Wakefield nach Cesenheim mitzubringen und mir ihn, da vom Vorlesen die Rede war, unvermutet zu überreichen, als hätte es weiter gar nichts zu sagen. Ich wußte mich zu fassen und las so heiter und freimütig als ich nur konnte. Auch die Gesichter meiner Zuhörer erheiterten sich sogleich, und es schien ihnen gar nicht unangenehm, abermals zu einer Vergleichung genötigt zu sein. Hatten sie zu Raimond und Melusine komische Gegenbilder gefunden, so erblickten sie hier sich selbst in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte. Man gestand sich's nicht ausdrücklich, aber man verleugnete es nicht, daß man sich unter Geistes- und Gefühlsverwandten bewege.

Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen. Was uns für eine wirkliche zugeteilt sei, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir selten ins Klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei das, was ihm gemäß ist.

Für den Zustand des Liebenden an dem schönen Ufer des Rheins war diese Vergleichung, zu der sie ein Schalk genötigt hatte, von den anmutigsten Folgen. Man denkt nicht über sich, wenn man sich im Spiegel betrachtet, aber man fühlt sich und läßt sich gelten. So ist es auch mit jenen moralischen Nachbildern, an denen man seine Sitten und Neigungen, seine Gewohnheiten und Eigenheiten, wie im Schattenriß erkennt und mit brüderlicher Innigkeit zu fassen und zu umarmen strebt. Die Gewohnheit, zusammen zu sein, befestigte sich immer mehr; man wußte nichts anders,

als daß ich diesem Kreis angehöre. Man ließ es geschehn und gehn, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. Und welche Eltern finden sich nicht genötigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwalten zu lassen, bis sich etwas zufällig fürs Leben bestätigt, besser als es ein lange angelegter Plan hätte hervorbringen können.

Man glaubte sowohl auf Friederikens Gesinnungen als auch auf meine Rechtlichkeit, für die man, wegen jenes wunderlichen Enthaltens selbst von unschuldigen Liebsungen, ein günstiges Vorurteil gefaßt hatte, völlig vertrauen zu können. Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Gesellschaft, die Gegend zu durchstreifen und die Freunde der Nachbarschaft zu besuchen.

Ernsthafter jedoch und herzerhebender war der Genuß der Tages- und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande. Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reinen Erde; diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns rein ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Tau getränkt hatte, und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, türmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinahe schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger, als ich sie irgend beobachtet.

Unter diesen Umgebungen trat unversehens die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor. Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben, wenige davon sind übriggeblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden.

Goethe, Aus meinem Leben.



W. v. Haubach

Wilhelm Meisters Wanderjahre

Lenardo sowohl als Odoard waren einige Tage sehr lebhaft beschäftigt, jener, die Abreisenden mit allem Nötigen zu versehen, dieser, sich mit den Bleibenden bekannt zu machen, ihre Fähigkeiten zu beurteilen, um sie von seinen Zwecken hinreichend zu unterrichten. Indessen blieb Friedrichen und unserm Freunde Raum und Ruhe zu stiller Unterhaltung. Wilhelm ließ sich den Plan im allgemeinen vorzeichnen, und da man mit Landschaft und Gegend genugsam vertraut geworden, auch die Hoffnung besprochen war, in einem ausgedehnten Gebiete eine große Anzahl Bewohner entwickelt zu sehen, so wendete sich das Gespräch, wie natürlich, zuletzt auf das, was Menschen eigentlich zusammenhält: auf Religion und Sitte. Hierüber konnte denn der heitere Friedrich hinreichende Auskunft geben, und wir würden wohl Dank verdienen, wenn wir das Gespräch in seinem Laufe mittheilen könnten, das durch Frag' und Antwort, durch Einwendung und Berichtigung sich gar löblich durchschlang und in mannigfaltigem Schwanke zu dem eigentlichen Zweck gefällig hinbewegte. Indessen dürfen wir uns so lange nicht aufhalten und geben lieber gleich die Resultate, als daß wir uns verpflichteten, sie erst nach und nach in dem Geiste unsrer Leser hervortreten zu lassen. Folgendes ergab sich als die Quintessenz dessen, was verhandelt wurde: Daß der Mensch ins Unvermeidliche sich füge, darauf dringen alle Religionen, jede sucht auf ihre Weise mit dieser Aufgabe fertig zu werden.

Die christliche hilft durch Glaube, Liebe, Hoffnung gar anmutig nach; daraus entsteht denn die Geduld, ein süßes Gefühl, welches eine schätzbare Gabe das Dasein bleibe, auch wenn ihm, anstatt des gewünschten Genusses, das widerwärtigste Leiden aufgebürdet wird. An dieser Religion halten wir fest, aber auf eine eigne Weise; wir unterrichten unsre Kinder von Jugend auf von den großen Vorteilen, die sie uns gebracht hat; dagegen von ihrem Ursprung, von ihrem Verlauf geben wir zuletzt Kenntniß. Alsdann wird uns der Urheber erst lieb und wert, und alle

Nachricht, die sich auf ihn bezieht, wird heilig. In diesem Sinne, den man vielleicht pedantisch nennen mag, aber doch als folgerecht anerkennen muß, dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie sollten wir ihm den Anteil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet?

Hievon ist unsre Sittenlehre ganz abgesondert, sie ist rein tätig und wird in den wenigen Geboten begriffen; Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Notwendigen. Nun mag ein jeder diese lakonischen Worte nach seiner Art im Lebensgange benutzen, und er hat einen ergiebigen Text zu grenzenloser Ausführung.

*

Der größte Respekt wird allen eingeprägt für die Zeit als für die höchste Gabe Gottes und der Natur und die aufmerksamste Begleiterin des Daseins. Die Uhren sind bei uns vervielfältigt und deuten sämtlich mit Zeiger und Schlag die Viertelstunden an, und um solche Zeichen möglichst zu vervielfältigen, geben die in unserm Lande errichteten Telegraphen, wenn sie sonst nicht beschädigt sind, den Lauf der Stunden bei Tag und bei Nacht an, und zwar durch eine sehr geistreiche Vorrichtung.

Unsre Sittenlehre, die also ganz praktisch ist, dringt nun hauptsächlich auf Besonnenheit, und diese wird durch Einteilung der Zeit, durch Aufmerksamkeit auf jede Stunde höchlichst gefördert. Etwas muß getan sein in jedem Moment, und wie wollt' es geschehen, achtete man nicht auf das Werk wie auf die Stunde?

In Betracht daß wir erst anfangen, legen wir großes Gewicht auf die Familienkreise. Den Hausvätern und Hausmüttern denken wir große Verpflichtungen zuzuteilen; die Erziehung wird bei uns um so leichter, als jeder für sich selbst Knechte und Mägde, Diener und Dienerinnen stellen muß.

Gewisse Dinge freilich müssen nach einer gewissen gleichförmigen Einheit gebildet werden: Lesen, Schreiben, Rechnen mit Leichtigkeit der Masse zu überliefern übernimmt der Abbé; seine Methode erinnert an den wech-

selbstweisen Unterricht, doch ist sie geistreicher; eigentlich aber kommt alles darauf an, zu gleicher Zeit Lehrer und Schüler zu bilden.

Aber noch eines wechselseitigen Unterrichts will ich erwähnen: der Übung, anzugreifen und sich zu verteidigen. Hier ist Lothario in seinem Felde; seine Manövers haben etwas Ähnliches von unsern Feldjägern; doch kann er nicht anders als original sein.

Hierbei bemerke ich, daß wir im bürgerlichen Leben keine Glocken, im soldatischen keine Trommeln haben; dort wie hier ist Menschenstimme, verbunden mit Blasinstrumenten, hinreichend. Das alles ist schon dagewesen und ist noch da; die schickliche Anwendung desselben aber ist dem Geist überlassen, der es auch allenfalls wohl erfunden hätte.

„Das größte Bedürfnis eines Staats ist das einer mutigen Obrigkeit,“ und daran soll es dem unsrigen nicht fehlen; wir alle sind ungeduldig das Geschäft anzutreten, munter und überzeugt, daß man einfach anfangen müsse. So denken wir nicht an Justiz, aber wohl an Polizei. Ihr Grundsatz wird kräftig ausgesprochen: niemand soll dem andern unbequem sein; wer sich unbequem erweist, wird beseitigt, bis er begreift, wie man sich anstellt, um geduldet zu werden. Ist etwas Lebloses, Unvernünftiges in dem Falle, so wird dies gleichmäßig beiseite gebracht.

In jedem Bezirk sind drei Polizeidirektoren, die alle acht Stunden wechseln, schichtweise, wie im Bergwerk, das auch nicht stillstehen darf, und einer unser Männer wird bei Nachtzeit vorzüglich bei der Hand sein.

Sie haben das Recht zu ermahnen, zu tadeln, zu schelten und zu befehligen; finden sie es nötig, so rufen sie mehr oder weniger Geschworne zusammen. Sind die Stimmen gleich, so entscheidet der Vorsitzende nicht, sondern es wird das Los gezogen, weil man überzeugt ist, daß bei gegeneinander stehenden Meinungen es immer gleichgültig ist, welche befolgt wird.

Wegen der Majorität haben wir ganz eigne Gedanken; wir lassen sie freilich gelten im notwendigen Weltlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Vertrauen auf sie. Doch darüber darf ich mich nicht weiter auslassen.

Frägt man nach der höhern Obrigkeit, die alles lenkt, so findet man sie niemals an einem Orte; sie zieht beständig umher, um Gleichheit in den Hauptsachen zu erhalten und in läßlichen Dingen einem jeden seinen Willen zu gestatten. Ist dies doch schon einmal im Lauf der Geschichte dagewesen: die deutschen Kaiser zogen umher, und diese Einrichtung ist dem Sinne freier Staaten am allergemäßeften. Wir fürchten uns vor einer Hauptstadt, ob wir schon den Punkt in unsern Besitzungen sehen, wo sich die größte Anzahl von Menschen zusammenhalten wird. Dies aber verheimlichen wir, dies mag nach und nach und wird noch früh genug entstehen.

Dieses sind im allgemeinsten die Punkte, über die man meistens einig ist, doch werden sie beim Zusammentreten von mehrern oder auch wenigern Gliedern immer wieder aufs neue durchgesprochen. Die Hauptsache wird aber sein, wenn wir uns an Ort und Stelle befinden. Den neuen Zustand, der aber dauern soll, spricht eigentlich das Gesetz aus. Unsre Strafen sind gelind; Ermahnung darf sich jeder erlauben, der ein gewisses Alter hinter sich hat; mißbilligen und schelten nur der anerkannte Älteste; bestrafen nur eine zusammenberufene Zahl.

Man bemerkt, daß strenge Gesetze sich sehr bald abstumpfen und nach und nach loser werden, weil die Natur immer ihre Rechte behauptet. Wir haben läßliche Gesetze, um nach und nach strenger werden zu können, unsre Strafen bestehen vorerst in Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft, gelinder, entschiedener, kürzer und länger nach Befund. Wächst nach und nach der Besitz der Staatsbürger, so zwängt man ihnen auch davon ab, weniger oder mehr, wie sie verdienen, daß man ihnen von dieser Seite wehe tue.

Allen Gliedern des Bandes ist davon Kennntnis gegeben, und bei angestelltem Examen hat sich gefunden, daß jeder von den Hauptpunkten auf sich selbst die schicklichste Anwendung macht. Die Hauptsache bleibt nur immer, daß wir die Vorteile der Kultur mit hinübernehmen und die Nachteile zurücklassen. Branntweinschenken und Lesebibliotheken werden bei uns nicht geduldet; wie wir uns aber gegen Flaschen und Bücher ver-

halten, will ich lieber nicht eröffnen: dergleichen Dinge wollen getan sein, wenn man sie beurteilen soll.

Und in eben diesem Sinne hält der Sammler und Ordner dieser Papiere mit andern Anordnungen zurück, welche unter der Gesellschaft selbst noch als Probleme zirkulieren, und welche zu versuchen man vielleicht an Ort und Stelle nicht rätlich findet; um desto weniger Beifall dürfte man sich versprechen, wenn man derselben hier umständlich erwähnen wollte.

*

Die zu Odoardos Vortrag angeordnete Frist war gekommen, welcher, nachdem alles versammelt und beruhigt war, folgendermaßen zu reden begann: „Das bedeutende Werk, an welchem teilzunehmen ich diese Masse tapferer Männer einzuladen habe, ist Ihnen nicht ganz unbekannt, denn ich habe ja schon im allgemeinen mit Ihnen davon gesprochen. Aus meinen Eröffnungen geht hervor, daß in der alten Welt so gut wie in der neuen Räume sind, welche einen bessern Anbau bedürfen, als ihnen bisher zuteil ward. Dort hat die Natur große weite Strecken ausgebreitet, wo sie unberührt und eingewildert liegt, daß man sich kaum getraut, auf sie loszugehen und ihr einen Kampf anzubieten. Und doch ist es leicht für den Entschlossenen, ihr nach und nach die Wüsteneien abzugewinnen und sich eines teilweisen Besizes zu versichern. In der alten Welt ist es das Umgekehrte. Hier ist überall ein teilweiser Besiz schon ergriffen, mehr oder weniger, durch undenkliche Zeit das Recht dazu geheiligt; und wenn dort das Grenzenlose als unüberwindliches Hindernis erscheint, so setzt hier das Einfachbegrenzte beinahe noch schwerer zu überwindende Hindernisse entgegen. Die Natur ist durch Emsigkeit der Menschen, durch Gewalt oder Überredung zu nötigen.

„Wird der einzelne Besiz von der ganzen Gesellschaft für heilig gehalten, so ist er es dem Besizer noch mehr. Gewohnheit, jugendliche Eindrücke, Achtung für Vorfahren, Abneigung gegen den Nachbar und hundertlei Dinge sind es, die den Besizer starr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je älter dergleichen Zustände sind, je verflochtener,

je geteilter, desto schwieriger wird es, das Allgemeine durchzuführen, das, indem es dem einzelnen etwas nähme, dem Ganzen und durch Rück- und Mitwirkung auch jenem wieder unerwartet zugute käme.

„Schon mehrere Jahre steh' ich im Namen meines Fürsten einer Provinz vor, die, von seinen Staaten getrennt, lange nicht so wie es möglich wäre, benutzt wird. Eben diese Abgeschlossenheit oder Eingeschlossenheit, wenn man will, hindert, daß bisher keine Anstalt sich treffen ließ, die den Bewohnern Gelegenheit gegeben hätte, das, was sie vermögen, nach außen zu verbreiten, und von außen zu empfangen, was sie bedürfen.

„Mit unumschränkter Vollmacht gebot ich in diesem Lande. Manches Gute war zu tun, aber doch immer nur ein beschränktes; dem Bessern waren überall Riegel vorgeschoben, und das Wünschenwerteste schien in einer andern Welt zu liegen.

„Ich hatte keine andere Verpflichtung, als gut Haus zu halten. Was ist leichter als das! Ebenso leicht ist es, Mißbräuche zu beseitigen, menschlicher Fähigkeiten sich zu bedienen, den Bestrebenden nachzuhelfen. Dies alles ließ sich mit Verstand und Gewalt recht bequem leisten. Dies alles tat ich gewissermaßen von selbst. Aber wohin besonders meine Aufmerksamkeit, meine Sorge sich richtete, dies waren die Nachbarn, die nicht mit gleichen Gesinnungen, am wenigsten mit gleicher Überzeugung, ihre Landesteile regierten und regieren ließen.

„Beinahe hätte ich mich resigniert und innerhalb meiner Lage am besten gehalten und das Herkömmliche, so gut als es sich tun ließ, benutzt, aber ich bemerkte auf einmal, das Jahrhundert komme mir zu Hilfe. Jüngere Beamte wurden in der Nachbarschaft angestellt, sie hegten gleiche Gesinnungen, aber freilich nur im allgemeinen wohlwollend, und pflichteten nach und nach meinen Plänen zu allseitiger Verbindung um so eher bei, als mich das Los traf, die größeren Aufopferungen zuzugestehen, ohne daß gerade jemand merkte, auch der größere Vorteil neige sich auf meine Seite.

„So sind nun unser Drei über ansehnliche Landesstrecken zu gebieten befugt, unsre Fürsten und Minister sind von der Redlichkeit und Nütz-

lichkeit unsrer Vorschläge überzeugt; denn es gehört freilich mehr dazu, seinen Vorteil im Großen als im Kleinen zu übersehen. Hier zeigt uns immer die Notwendigkeit, was wir zu tun und zu lassen haben, und da ist denn schon genug, wenn wir diesen Maßstab ans Gegenwärtige legen; dort aber sollen wir eine Zukunft erschaffen, und wenn auch ein durchdringender Geist den Plan dazu fände, wie kann er hoffen, andere darin einstimmen zu sehen?

„Noch würde dies dem einzelnen nicht gelingen; die Zeit, welche die Geister frei macht, öffnet zugleich ihren Blick ins Weitere, und im Weiteren läßt sich das Größere leicht erkennen, und eins der stärksten Hindernisse menschlicher Handlungen wird leichter zu entfernen. Dieses besteht nämlich darin, daß die Menschen wohl über die Zwecke einig werden, viel seltener aber über die Mittel, dahin zu gelangen. Denn das wahre Große hebt uns über uns selbst hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern; die Wahl der Mittel aber ruft uns in uns selbst zurück, und da wird der Einzelne gerade wie er war, und fühlt sich ebenso isoliert, als hätt' er vorher nicht ins Ganze gestimmt.

„Hier also haben wir zu wiederholen: das Jahrhundert muß uns zu Hilfe kommen, die Zeit an die Stelle der Vernunft treten, und in einem erweiterten Herzen der höhere Vorteil den niedern verdrängen.

„Hier sei es genug, und wär' es zu viel für den Augenblick, in der Folge werd' ich einen jeden Teilnehmer daran erinnern. Genaue Vermessungen sind geschehen, die Straßen bezeichnet, die Punkte bestimmt, wo man die Gasthöfe und in der Folge vielleicht die Dörfer heranrückt. Zu aller Art von Baulichkeiten ist Gelegenheit, ja Notwendigkeit vorhanden. Treffliche Baumeister und Techniker bereiten alles vor; Risse und Anschläge sind gefertigt; die Abrißt ist, größere und kleinere Akkorde abzuschließen und so mit genauer Kontrolle die bereitliegenden Geldsummen, zur Verwunderung des Mutterlandes, zu verwenden. Da wir denn der schönsten Hoffnung leben, es werde sich eine vereinte Tätigkeit nach allen Seiten von nun an entwickeln.

„Worauf ich nun aber die sämtlichen Teilnehmer aufmerksam zu machen

habe, weil es vielleicht auf ihre Entschliebung Einfluß haben könnte, ist die Einrichtung, die Gestalt, in welche wir alle Mitwirkenden vereinigen und ihnen eine würdige Stellung unter sich und gegen die übrige bürgerliche Welt zu schaffen gedenken.

„Sobald wir jenen bezeichneten Boden betreten, werden die Handwerke sogleich für Künste erklärt und durch die Bezeichnung „strenge Künste“ von den „freien“ entschieden getrennt und abgesondert. Diesmal kann hier nur von solchen Beschäftigungen die Rede sein, welche den Aufbau sich zur Angelegenheit machen; die sämtlichen hier anwesenden Männer, jung und alt, bekennen sich zu dieser Klasse.

„Zählen wir sie hier in der Folge, wie sie den Bau in die Höhe richten und nach und nach zur Wohnbarkeit befördern.

Die Steinmessen nenn' ich voraus, welche den Grund und Eckstein vollkommen bearbeiten, den sie mit Beihilfe der Maurer am rechten Ort in der genauesten Bezeichnung niedersenken. Die Maurer folgen hierauf, die auf den streng untersuchten Grund das Gegenwärtige und Zukünftige wohl befestigen. Früher oder später bringt der Zimmermann seine vorbereiteten Kontignationen herbei, und so steigt nach und nach das Beabsichtigte in die Höhe. Den Dachdecker rufen wir eiligst herbei; im Innern bedürfen wir des Tischlers, Glasers, Schlossers, und wenn ich den Lüncher zuletzt nenne, so geschieht es, weil er mit seiner Arbeit zur verschiedensten Zeit eintreten kann, um zuletzt dem Ganzen in- und auswendig einen gefälligen Schein zu geben. Mancher Hilfsarbeiten gedenk' ich nicht, nur die Hauptsache verfolgend.

„Die Stufen von Lehrling, Gesell und Meister müssen aufs strengste beobachtet werden; auch können in diesen viele Abstufungen gelten, aber Prüfungen können nicht sorgfältig genug sein. Wer herantritt, weiß, daß er sich einer strengen Kunst ergibt und er darf keine läßlichen Forderungen von ihr erwarten; ein einziges Glied, das in einer großen Kette bricht, vernichtet das Ganze. Bei großen Unternehmungen wie bei großen Gefahren muß der Leichtsinns verbannt sein.

„Gerade hier muß die strenge Kunst der freien zum Muster dienen und

sie zu beschämen trachten. Sehen wir die sogenannten freien Künste an, die doch eigentlich in einem höhern Sinne zu nehmen und zu nennen sind, so findet man, daß es ganz gleichgültig ist, ob sie gut oder schlecht betrieben werden. Die schlechteste Statue steht auf ihren Füßen wie die beste, eine gemalte Figur schreitet mit verzeichneten Füßen gar munter vorwärts, ihre mißgestalteten Arme greifen gar kräftig zu, die Figuren stehen nicht auf dem richtigen Plan und der Boden fällt deswegen nicht zusammen. Bei der Musik ist es noch auffallender; die gellende Fidel einer Dorfschenke erregt die wackern Glieder aufs kräftigste, und wir haben die unschicklichsten Kirchenmusiken gehört, bei denen der Gläubige sich erbaute. Wollt ihr nun gar auch die Poesie zu den freien Künsten rechnen, so werdet ihr freilich sehen, daß diese kaum weiß, wo sie eine Grenze finden soll. Und doch hat jede Kunst ihre innern Gesetze, deren Nichtbeobachtung aber der Menschheit keinen Schaden bringt; dagegen die strengen Künste dürfen sich nichts erlauben. Den freien Künstler darf man loben, man kann an seinen Vorzügen Gefallen finden, wenn gleich seine Arbeit bei näherer Untersuchung nicht Stich hält.

„Betrachten wir aber die beiden, sowohl die freien als strengen Künste, in ihren vollkommensten Zuständen, so hat sich diese vor Pedanterei und Bocksbeutelei, jene vor Gedankenlosigkeit und Puscherei zu hüten. Wer sie zu leiten hat, wird hierauf aufmerksam machen, Mißbräuche und Mängel werden hierdurch verhütet werden.

„Ich wiederhole mich nicht, denn unser ganzes Leben wird eine Wiederholung des Gesagten sein; ich bemerke nur noch folgendes: Wer sich einer strengen Kunst ergibt, muß sich ihr fürs Leben widmen. Bisher nannte man sie Handwerk, ganz angemessen und richtig; die Bekenner sollten mit der Hand wirken, und die Hand, soll sie das, so muß ein eigenes Leben sie beseelen, sie muß eine Natur für sich sein, ihre eignen Gedanken, ihren eignen Willen haben, und das kann sie nicht auf vielerlei Weise.“

Nachdem der Redende mit hinzugefügten guten Worten geschlossen hatte, richteten die sämtlichen Anwesenden sich auf, und die Werke, anstatt abzuziehen, bildeten einen regelmäßigen Kreis vor der Tafel der aner-

kannten Oberen. Odoard reichte den Sämtlichen ein gedrucktes Blatt umher, wovon sie, nach einer bekannten Melodie, mäßig munter ein zutrauliches Lied sangen:

Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben,
sei fortan dem Lucht'gen gleich,
wo wir Nützliches betreiben
ist der werteste Bereich.
Dir zu folgen wird ein Leichtes,
wer gehorchet, der erreicht es,
zeig' ein festes Vaterland.
Heil dem Führer! Heil dem Band!

Du verteilest Kraft und Bürde
und erwägst es ganz genau,
gibst dem Alten Ruh' und Würde,
Jünglingen Geschäft und Frau.
Wechselseitiges Vertrauen
wird ein reinlich Häuschen bauen,
schließen Hof und Gartenzaun,
auch der Nachbarschaft vertraun.

Wo an wohlgebahnten Straßen
man in neuer Schenke weilt,
wo dem Fremdling reichermaßen
Ackerfeld ist zugeteilt,
siedeln wir uns an mit andern.
Eilet, eilet, einzuwandern
in das feste Vaterland.
Heil dir, Führer! Heil dir, Band!

Joh. Wolfgang Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre.

*



L. Richter

Die Worte des Glaubens

Drei Worte nenn' ich Euch, inhaltsschwer,
sie gehen von Munde zu Munde,
doch stammen sie nicht von außen her,
das Herz nur gibt davon Kunde,
dem Menschen ist aller Wert geraubt,
wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
und würd' er in Ketten geboren,
laßt Euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
nicht den Mißbrauch rasender Loren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
der Mensch kann sie üben im Leben,
und sollt er auch straucheln überall,
er kann nach der göttlichen streben,
und was kein Verstand der Verständigen sieht,
das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
wie auch der menschliche wanke,
hoch über der Zeit und dem Raume webt
lebendig der höchste Gedanke,
und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret Euch, inhaltsschwer,
sie pflanzet von Munde zu Munde,

und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inneres gibt davon Kunde,
dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
so lang er noch an die drei Worte glaubt.

Friederich Schiller.

*

Die Teilung der Erde

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
den Menschen zu, nehmt, sie soll Euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen,
doch teilt Euch brüderlich darein.

Da eilt was Hände hat, sich einzurichten,
es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Geldes Früchten,
der Junker pirschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
der Abt wählt sich den edeln Firnerwein,
der König sperrt die Brücken und die Straßen,
und sprach, der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
und alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! So soll denn ich allein von allen
vergessen sein, ich, Dein getreuester Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn Du im Land der Träume Dich verweilet,
versezt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst Du denn, als man die Welt geteilet?
Ich war, sprach der Poet, bei Dir.

Mein Auge hing an Deinem Angesichte,
an Deines Himmels Harmonie mein Ohr,
verzeih dem Geiste, der, von Deinem Lichte
berauscht, das Irdische verlor!

Was tun! spricht Zeus, die Welt ist weggegeben,
der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst Du in meinem Himmel mit mir leben,
so oft Du kommst, er soll Dir offen sein.

Friederich Schiller.

*

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet,
zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,
ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Friederich Schiller.

*

Und die Sonne Homers siehe sie scheint auch uns.



L. Richter.

An die Freude

Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium,
wir betreten feuertrunken, Himmelsche, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder, was die Mode streng geteilt,
alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor

Seid umschlungen Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein,
wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus diesem Bund!

Chor

Was den großen Ring bewohnt huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie, wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen an den Brüsten der Natur,
alle Guten, alle Bösen folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben, einen Freund, geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben, und der Cherub steht vor Gott.

Chor

Ihr stürzt nieder, Millionen? Ahndest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt, über Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder in der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder in der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen, Sonnen aus dem Firmament,
Ephären rollt sie in den Räumen, die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor

Groß, wie seine Sonnen fliegen, durch des Himmels prächt'gen Plan,
laufet Brüder Eure Bahn, freudig wie ein Held zum Siegen.



21. Richter

Aus der Wahrheit Feuerspiegel lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge sieht man ihre Fahnen wehn,
durch den Riß gesprengter Särge sie im Chor der Engel stehn.

Chor

Duldet mutig Millionen! Duldet für die bessere Welt!
Droben überm Sternenzelt wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten, schön ist's ihnen gleich zu sein.
Gram und Armut soll sich melden, mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen, unserm Todfeind sei verziehn.
Keine Träne soll ihn pressen, keine Reue nage ihn.

Chor

Unser Schuldbuch sei vernichtet! Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen, in der Traube gold'nem Blut
trinken Sanftmut Kannibalen, die Verzweiflung Heldenmut — —
Brüder fliegt von Euren Sätzen, wenn der volle Römer freist,
laßt den Schaum zum Himmel spritzen; dieses Glas dem guten Geist!

Chor

Den der Sterne Wirbel loben, den des Seraphs Hymne preist,
dieses Glas dem guten Geist, überm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schwerem Leiden, Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden, Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen — Brüder, gält es Gut und Blut —
dem Verdienste seine Kronen, Untergang der Lügenbrut.

Chor

Schließt den heil'gen Zirkel dichter, schwört bei diesem gold'nen Wein;
dem Gelübde treu zu sein, schwört es bei dem Sternennichter!

Friedrich Schiller.

Aus dem Leben eines Taugenichts

Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen; mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; er hatte schon seit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, der sagte zu mir: „Du Taugenichts! da sonnst du dich schon wieder und dehnst und reckst dir die Knochen müde und läßt mich alle Arbeit allein tun. Ich kann dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Tür, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb dir selber dein Brot.“ — „Nun,“ sagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.“ Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehn, da ich die Goldammer, welche im Herbst und Winter immer betrübt an unserm Fenster sang: „Bauer, miet' mich, Bauer, miet' mich!“ nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt deinen Dienst!“ — Ich ging also in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg, und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht stolz und zufrieden Adjes zu, aber es kümmerte sich eben keiner sehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte. Und als ich endlich ins freie Feld hinauskam, da nahm ich



L. Richter.

meine liebe Geige vor und spielte und sang, auf der Landstraße fort-
gehend:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt,
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
erquicket nicht das Morgenrot,
sie wissen nur vom Kinderwiegen,
von Sorgen, Last und Noth und Brod.

Die Bächlein von den Bergen springen,
die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
was sollt' ich nicht mit ihnen singen
aus voller Keh' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß' ich nur walten;
der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
und Erd' und Himmel will erhalten,
hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt!

Indem, wie ich mich so umsehe, kommt ein köstlicher Reisewagen ganz
nahe an mich heran, der mochte wohl schon einige Zeit hinter mir drein
gefahren sein, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz so voller Klang
war, denn er ging ganz langsam, und zwei vornehme Damen steckten
die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine war besonders
schön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen sie mir alle beide.
Als ich nun aufhörte zu singen, ließ die ältere stillhalten und redete mich
holdselig an: „Ei, lustiger Gesell, Er weiß ja recht lustige Lieder zu sin-
gen.“ Ich nicht zu faul dagegen: „Euer Gnaden aufzuwarten, wüßt' ich
noch viel schönere.“ Darauf fragte sie mich wieder: „Wohin wandert Er
denn schon so am frühen Morgen?“ Da schämte ich mich, daß ich das
selber nicht wußte, und sagte dreist: „Nach Wien“; nun sprachen beide

miteinander in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die jüngere schüttelte einigemal mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: „Spring’ Er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach Wien.“ Wer war froher als ich! Ich machte eine Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutscher knallte, und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiß.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchtürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlösser und Berge auf; unter mir Büsche, Saaten und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren, blauen Luft — ich schämte mich, laut zu schreien, aber innerlichst jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber dann die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere, weiße Mittagswolken aufstiegen und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und daß nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zumute, als müßt’ ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schief ein.

Joseph von Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts.

*

Es geht wohl anders, als du meinst:
Derweil du rot und fröhlich scheinst,
ist Lenz und Sonnenschein verflogen,
die liebe Gegend schwarz umzogen;
und kaum hast du dich ausgeteint,
lacht alles wieder, die Sonne scheint —
Es geht wohl anders, als man meint.

Joseph von Eichendorff.

In der Fremde

Ich hör die Bächlein rauschen, im Walde her und hin,
im Walde in dem Rauschen ich weiß nicht, wo ich bin.

Die Nachtigallen schlagen hier in der Einsamkeit,
als wollten sie was sagen von der alten, schönen Zeit.

Die Mondeschimmer fliegen, als säh ich unter mir
das Schloß im Tale liegen, und ist doch so weit von hier!

Als müßte in dem Garten voll Rosen weiß und rot,
meine Liebste auf mich warten, und ist doch lange tot.

*

Abschied vom Walde

Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben, so lang noch mein Stimm' erschallt.
Lebe wohl, lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt, oben einsam Rehe grasen,
und wir ziehen fort und blasen, daß es tausendfach erschallt:
Lebe wohl, lebe wohl, du schöner Wald!

Banner, der so kühle wallt! Unter deinen grünen Wogen
hast du treu uns auferzogen frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl, lebe wohl, du schöner Wald!

Was wir still gelobt im Wald, wollen's draußen ehrlich halten,
ewig bleiben treu die Alten: Deutsch Panier, das rauschend wallt,
Lebe wohl! Schirm dich Gott, du schöner Wald!

Joseph von Eichendorff.

*

Waldesamkeit.



L. Richter.

Das zerbrochene Ringlein

In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad;
mein Liebchen ist verschwunden, das dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen, gab mir ein' Ring dabei;
sie hat die Treu gebrochen, das Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen weit in die Welt hinaus,
und singen meine Weisen, und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen wohl in die blut'ge Schlacht,
um stille Feuer liegen im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen, ich weiß nicht, was ich will —
ich möcht' am liebsten sterben, da wär's auf einmal still.

*

Bei einer Linde

Geh' ich dich wieder, du geliebter Baum,
in dessen junge Triebe
ich einst in jenes Frühlings schönstem Traum
den Namen schnitt von meiner ersten Liebe?

Wie anders ist seitdem der Äste Bug,
verwachsen und verschwunden
im härteren Stamm der vielgeliebte Zug,
wie ihre Liebe und die schönen Stunden!

Auch ich seitdem wuchs stille fort, wie du,
und nichts an mir wollt' weilen,
doch meine Wunde wuchs — und wuchs nicht zu,
und wird wohl niemals mehr hienieden heilen.

Joseph von Eichendorff.

Einsamkeit

Weite tiefe, bleiche stille Felder — o wie mich das freut,
über alle Täler, Wälder die prächtige Einsamkeit!

Aus der Stadt nur schlagen die Glocken über die Gipfel herein,
ein Reh hebt den Kopf erschrocken und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Gipfel im Schlaf von der Felsenwand,
denn der Herr geht über die Gipfel und segnet das stille Land.

*

Nachts

Ich wandere durch die stille Nacht,
da schleicht der Mond so heimlich sacht
oft aus der dunklen Wolkenhülle,
und hin und her im Thal
erwacht die Nachtigall,
dann wieder alles grau und stille.

O wunderbarer Nachtgesang:
Von fern im Land der Ströme Gang,
leis' Schauern in den dunklen Bäumen —
wirrst die Gedanken mir,
mein irres Singen hier
ist wie ein Rufen nur aus Träumen.

Joseph von Eichendorff.

*

Heimweh

Du weißt's, dort in den Bäumen schlummert ein Zauberbann,
und nachts oft, wie in Träumen fängt der Garten zu singen an.
Nachts durch die stille Runde weht's manchmal bis zu mir,
da ruf' ich aus Herzensgrunde, o Bruderherz, nach dir.
So fremde sind die andern, mir graut im fremden Land,
wir wollen zusammen wandern, reich treulich mir die Hand!
Wir wollen zusammen ziehen, bis daß wir wandermüd'
auf des Vaters Grabe knien bei dem alten Zauberlied.

*

Abschied

O Täler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald,
du meiner Lust und Wehen andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen, faust die geschäft'ge Welt;
schlag noch einmal die Bogen, um mich, du grünes Zelt!
Wenn es beginnt zu tagen, die Erde dampft und blinkt,
die Vögel lustig schlagen, daß dir dein Herz erklingt,
da mag vergehn, verwehen das trübe Erdenleid,
da sollst du auferstehen in junger Herrlichkeit!
Da steht im Wald geschrieben ein stilles ernstes Wort
vom rechten Tun und Lieben, und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen, die Worte, schlicht und wahr,
und durch mein ganzes Wesen ward's unaussprechlich klar.
Bald werd' ich dich verlassen, fremd in der Fremde gehn,
auf buntbewegten Gassen des Lebens Schauspiel sehn;
und mitten in dem Leben wird deines Ernsts Gewalt
mich Einsamen erheben, so wird mein Herz nicht alt.

Joseph von Eichendorff.



Otto Ubbelohde.



L. Richter.

Waldeinsamkeit, du grünes Revier,
wie liegt so weit die Welt von hier!
Schlaf nur, wie bald kommt der Abend so schön,
durch den stillen Wald die Quellen gehn.
Die Mutter Gottes wacht,
mit ihrem Sternenkleid
bedeckt sie dich sacht in der Waldeinsamkeit.
Gute Nacht, gute Nacht.

Joseph von Eichendorff.

*

Im Rãthchenhause zu Heilbronn

Heiter sehnsüchtig bin ich nach Heilbronn gekommen.

Auf jeden Starkasten möchte ich mich setzen und meine Geige spielen. Unten, an den Bergen, stehen die Kirschbäume im Kreise herum wie Mädchen mit weißen Sträußern, die sich für den Frühling ein Empfangssprüchlein zurechtgelegt haben.

Nun liegt die abendliche Stadt wie ein riesiges altes Bilderbuch aus einer Ritterkinderstube im Mondenscheine. Die grauen, lieben Häuser gucken mich mit ihren goldenen Augen so seltsam an. O diese alten, müden, seligen, verträumten Wundergãßchen!

Die alte Zauberuhr am Rathaus, die der Isaaß Habrecht bastelte, singt die zwölfte Stunde. Und wie sie singt, da flattern um den kleinen Turm lauter Engel mit Flöten. Ihre Beine baumeln vom Dachfirst herunter.

Mit dem zwölften Glockenschlage bin ich ins Rãthchen-Haus gehuscht. Auf den alten Gãngen, den morschen Stiegen, in den verschwiegenen Nischen liegt heimlich und weich der Mondenschein. Die Sehnsucht ist in diesem stolzen Siebelhause eingeschlafen. Sanfte, gestorbene Worte wachen auf, blinzeln verträumt über die Wendeltreppe und halten sich fest an den wackligen Holzsäulen.

Da erschallt plötzlich unten auf der Straße Hufgalopp, Landsknechte singen ein wildes, wildes Lied. Das Lied umflattert einen Goldgeschienten. Der hebt sich im Sattel und lãchelt. Es ist der Graf Friedrich Wetter vom Strahl. Im Rãthchen-Hause knarrt eine Tür. Nacktfüßig, im Hemd, mit zartgesenktem Kopfe, huscht ein Mädchen an das bunte Treppensterchen und schiebt es auf. Und das eingeschlafene Haus wird von dem Lãcheln, das nun rosig auf dem seligen Gesichte des Mädchens liegt, wie mit zarten Blumensträußern geschmückt. So steht sie, von wunder-samem Reiz umflossen, bis der Landsknechtsesang verschollen ist.

Morgen will ich hinauf zum alten Justinus Kerner. Sein Garten soll ganz voll Nachtigallen sein. Wir werden uns beide auf vergilbte Folianten setzen und uns von verrauchten Sãgemühlen erzählen.

Nächtlich

Blau springen auf die Gliederherzen.
Süß brennen die Kastanienkerzen
und eine alte Linde schneit.

Ein greiser Turm summt seinen späten Psalter;
und wie ein Himmelsfährnchen segt ein Falter
durch eingeschlafne Sommerherrlichkeit.

*

Commerzeilen

Die Dorfuhr

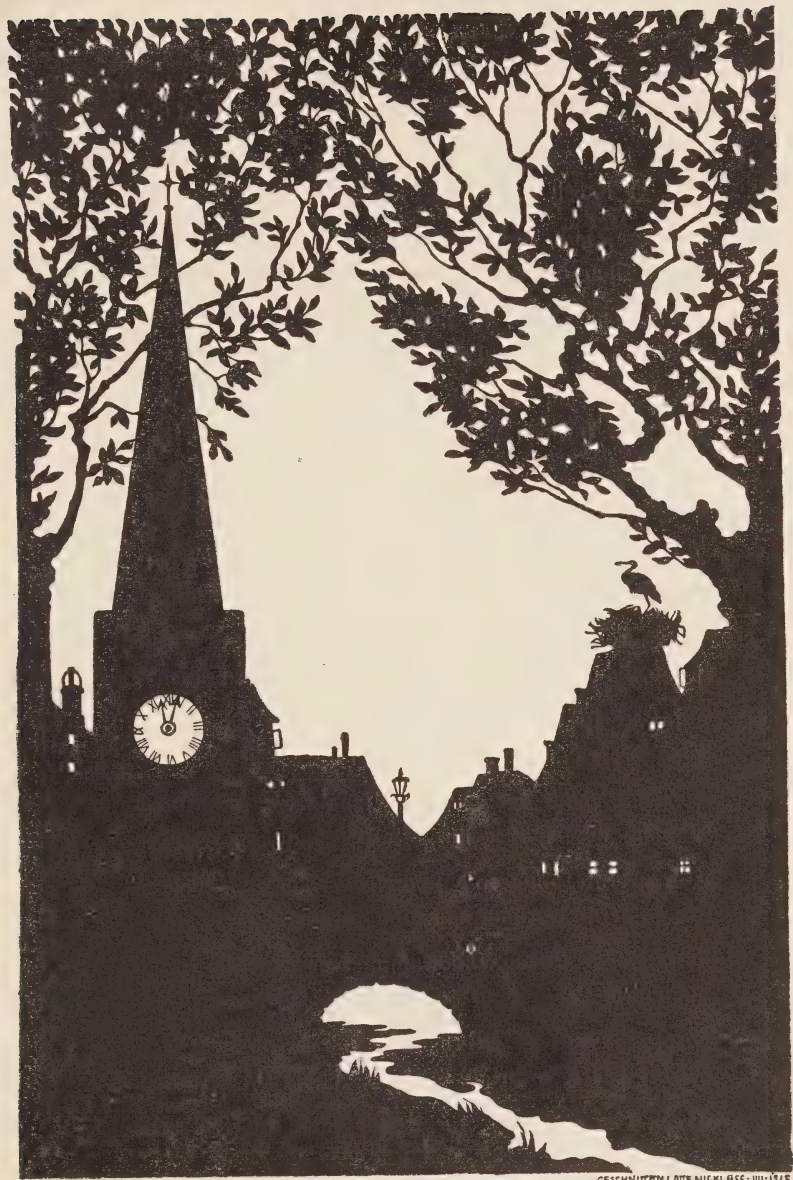
Über stille Dachgiebel und über Schindeldächer blickt die Uhr.
Sie weiß von hundert Maiennächten, die das Dorf in den Schlummer
gewiegt haben.

An den Frühlingsabenden schickt die Uhr durch Flüsterwipfel ihre
Stunden wie sanft schaukelnde Schmetterlinge durch die Gassen.

Am wunderbarsten aber ist sie, wenn Bauernfluch und Sensendengeln
eingeschlafen sind, wenn sie Spätrosenblühen atmet, wenn Schwalben
dachrandheimlich schlummern und wenn weiche Heilands Hände schimmernde
Sternenneze übers Dorf spannen. Dann hängt sich der Segen an die
Zeiger der Uhr, und die Stunden huschen in Engelsgewändern durch
die Dorfgassen, küssen verbrannte Bauerngesichter und braune Bauer-
fäuste und machen die Sichel blinkend. Dann tanzen sie Ringelreihen um
die Ähren, die sich im Mondenlichte wiegen und neigen.

Max Jungnickel.

*



GESCHNITTEN LOUIE NICKLASS - III - 1915

Das Posthorn

Still ist schon das ganze Dorf, alles schlafen gegangen,
auch die Vöglein im Gezweig, die so lieblich fangen.

Dort in seiner Einsamkeit kommt der Mond nun wieder,
und er lächelt still und bleich seinen Gruß hernieder;

nur der Bach, der nimmer ruht, hat ihn gleich vernommen,
lächelt ihm den Gruß zurück, flüstert ihm: Willkommen!

Mich auch findest du noch wach, lieber Mond, wie diesen,
denn auf immer hat die Ruh' mich auch fortgewiesen.

Mich umschlingt kein holder Traum mit den Zauberfäden,
hab' mit meinem Schmerze noch manches Wort zu reden. —

Ferne, leise hör' ich dort eines Posthorns Klänge,
plötzlich wird mir um das Herz nun noch eins so enge.

Töne, Wandermelodei, durch die öden Straßen;
wie so leicht einander doch Menschen sich verlassen!

Lustig rollt der Wagen fort über Stein' und Brücken,
stand nicht wer an seinem Schlag mit verweinten Blicken?

Mag er stehn! die Träne kann nicht die Kasse halten;
mag der rauhe Geißelschlag ihm die Seele spalten!

Schon verhallt des Hornes Klang ferne meinem Lauschen,
und ich höre wieder nur hier das Bächlein rauschen.

Ich gedenke bang und schwer aller meiner Lieben,
die in ferner Heimat mir sind zurückgeblieben;

diese schöne Sommernacht muß vorübergehen,
und mein Leben ohne sie Einsamkeit verwehen.

Mahnend ruft die Mitternacht mir herab vom Turme.
Ferne! denket mein! die Zeit eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein! sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind, bin ich selber schuldig.

Nikolaus Lenau.



J. Schwundt

Vanitas

Eitles Trachten, eitles Ringen
frißt dein bißchen Leben auf,
bis die Abendglocken klingen,
still dann steht der tolle Lauf.

Gastlich bot dir auf der Reise
die Natur ihr Heiligtum;
doch du stäubtest fort im Gleise
sahst nach ihr dich gar nicht um.

Blütenduft und Nachtigallen,
Mädchenfuß und Freundeswort
riefen dich in ihre Hallen;
doch du jagtest fort und fort.

Eine Lörin dir zur Seite
trieb mit dir ein arges Spiel,
wies dir stets ins graue Weite:
„Siehst du, Freund, dort glänzt das Ziel!“

War es Gold, war's Macht und Ehre,
was sie schmeichelnd dir verhieß:
Täuschung war's nur der Hetäre
eitel Land ist das und dies.

Sieh! noch winkt sie dir ins Weite,
und du wardst ein alter Knab'!
Nun entschlüpft dir dein Geleite,
und du stehst allein — am Grab.

Kannst nicht trocknen mehr die Stirne,
da du mit dem Tode ringst;
hörst nur ferne noch der Dirne
Hohngelächter — und versinkst!

Nikolaus Lenau.

Der Eichwald

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis und lind
ein Bächlein unter Blumen flüstern,
wie das Gebet von einem Kind;

und mich ergriff ein süßes Grauen,
es rauscht' der Wald geheimnisvoll,
als möcht' er mir was anvertrauen,
das noch mein Herz nicht wissen soll;

als möcht' er heimlich mir entdecken,
was Gottes Liebe sinnt und will:
doch schien er plötzlich zu erschrecken
vor Gottes Näh' — und wurde still.

Nikolaus Lenau.

*

Ghilflieder

Drüben geht die Sonne scheiden,
und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
in den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Träne, quill hervor!
Traurig säufeln hier die Weiden,
und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
strahlst du, Ferne! hell und mild,
wie durch Vinsen hier und Weiden
strahlt des Abendsternes Bild.

*



J. Schrimbeck

Trübe wird's, die Wolken jagen,
und der Regen niederbricht,
und die lauten Winde flagen:
„Leich, wo ist dein Sternenlicht?“

Suchen den erlosch'nen Schimmer
tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
nieder in mein tiefes Weh!

*

Auf geheimem Waldespfade
schleich ich gern im Abendschein
an das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
rauscht das Rohr geheimnisvoll,
und es klaget und es flüstert,
daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
leise deiner Stimme Klang,
und im Weiher untergehen
deinen lieblichen Gesang.

*

Sonnenuntergang;
schwarze Wolken zieh'n,
o wie schwül und bang
alle Winde flieh'n!

Durch den Himmel wild
jagen Blitze, bleich;
ihr vergänglich Bild
wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
mein' ich dich zu seh'n,
und dein langes Haar
frei im Sturme weh'n!

*

Auf dem Teich, dem regungslosen,
weilt des Mondes holder Glanz,
flehtend seine bleichen Rosen
in des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
blicken in die Nacht empor;
manchmal regt sich das Geflügel
träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
durch die tiefste Seele geht
mir ein süßes Deingedenken,
wie ein stilles Nachtgebet!

Nikolaus Lenau.

*



A. Schmitt

Bitte

Weil' auf mir, du dunkles Auge, übe deine ganze Macht,
ernste, milde, träumerische, unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel diese Welt von hinnen mir,
daß du über meinem Leben einsam schwebest für und für.

*

Stumme Liebe

Ließe doch ein hold Geschick mich in deinen Zaubernähen,
mich in deinem Wonneblick still verglühen und vergehen;
wie das fromme Lampenlicht sterbend glüht in stummer Wonne
vor dem schönen Angesicht dieser himmlischen Madonne!

*

An die Melancholie

Du geleitest mich durchs Leben, sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben, mag er sinken — weichest nie!
Führst mich oft in Felsenklüfte, wo der Adler einsam haust,
Lannen starren in die Lüfte, und der Waldstrom donnernd braust.
Meiner Toten dann gedenk' ich, wild hervor die Träne bricht,
Und an deinen Busen senk' ich mein umnachtet Angesicht.

*

Frage

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner, und, kaum begrüßt, verlornor,
unwiederholter Augenblick!

Nikolaus Lenau.

Um Mitternacht

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
lehnt träumend an der Berge Wand,
ihr Auge sieht die goldne Wage nun
der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
und Feder rauschen die Quellen hervor,
sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
vom Tage,
vom heute gewesenen Tage.

Das uralte alte Schummerlied,
sie achtet's nicht, sie ist es müd';
ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
der flücht'gen Stunden gleichgeschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
es singen die Wasser im Schlafe noch fort
vom Tage,
vom heute gewesenen Tage.

Eduard Mörike.

*

Gebet

Herr! schicke was Du willst,
ein Liebes oder Leides;
ich bin vergnügt, daß beides
aus Deinen Händen quillt.

Wollest mit Freuden
und wollest mit Leiden
mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
liegt holdes Bescheiden.

Eduard Mörike.

Neue Liebe

Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde
ganz, wie er möchte, sein?

— In langer Nacht bedacht' ich mir's und mußte sagen, nein!

So kann ich niemand's heißen auf der Erde,
und niemand wäre mein?

— Aus Finsternissen hell in mir aufzückt ein Freudenschein:

Sollt' ich mit Gott nicht können sein,
so wie ich möchte, Mein und Dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?

Ein süßer Schrecken geht durch mein Gebein!
Mich wundert, daß es mir ein Wunder wollte sein,
Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!

*

Denk' es, o Seele!

Ein Lännlein grünet wo, wer weiß, im Walde,
ein Rosenstrauch, wer sagt, in welchem Garten?
Sie sind erlesen schon, denk' es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden auf der Wiese,
sie kehren heim zur Stadt in munterm Sprünge.
Sie werden schrittweis gehn mit deiner Leiche;
vielleicht, vielleicht noch eh' an ihren Hufen
das Eisen los wird, das ich blißen sehe.

Eduard Mörike.

*

Historie der schönen Lau

Der Blautopf ist der große runde Kessel eines wundersamen Quells bei einer jähren Felsenwand gleich hinter dem Kloster. Den Morgen sendet er ein Glüschen aus, die Blau, welche der Donau zufällt. Dieser Leich ist einwärts wie ein tiefer Trichter, sein Wasser ist von Farbe ganz blau, sehr herrlich, mit Worten nicht wohl zu beschreiben; wenn man es aber schöpft, sieht es ganz hell in dem Gefäß.

Zu unterst auf dem Grund saß ehemals eine Wasserfrau mit langen fließenden Haaren. Ihr Leib war allenthalben wie eines schönen, natürlichen Weibs, dies eine ausgenommen, daß sie zwischen den Fingern und Zehen eine Schwimnhaut hatte, blühweiß und zarter als ein Blatt von Mohn. Im Städtlein ist noch heutzutag ein alter Bau, vormals ein Frauenkloster, hernach zu einer großen Wirtschaft eingerichtet, und hieß darum der Nonnenhof. Dort hing vor sechzig Jahren noch ein Bildnis von dem Wasserweib, trotz Rauch und Alter noch wohl kenntlich in den Farben. Da hatte sie die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, ihr Angesicht sah weißlich, das Haupthaar war schwarz, die Augen aber, welche sehr groß waren, blau. Beim Volk hieß sie die arge Lau im Topf, auch wohl die schöne Lau. Gegen die Menschen zeigte sie sich bald böse, bald gut. Zuzeiten, wenn sie im Unmut den Gumpen übergehen ließ, kam Stadt und Kloster in Gefahr; dann brachten ihr die Bürger in einem feierlichen Aufzug oft Geschenke, sie zu begütigen, als: Gold- und Silbergeschirr, Becher, Schalen, kleine Messer und andere Dinge; darwider zwar, als einen heidnischen Gebrauch und Götzendienst, die Mönche redlich eiferten, bis derselbe auch endlich ganz abgestellt worden. So seind darum die Wasserfrau dem Kloster war, geschah es doch nicht selten, wenn Pater Emeran die Orgel drüben schlug und kein Mensch in der Nähe war, daß sie am lichten Tag mit halbem Leib heraufkam und zuhorchte; dabei trug sie zuweilen einen Kranz von breiten Blättern auf dem Kopf und auch dergleichen um den Hals.

Ein frecher Hirtenjung' belauschte sie einmal in dem Gebüsch und rief: „Hei, Laubfrosch, git's guat Wetter?“ Geschwinder als ein Bliß und giftiger als eine Otter fuhr sie heraus, ergriff den Knaben beim Schopf und riß ihn mit hinunter in eine ihrer nassen Kammern, wo sie den ohnmächtig gewordenen jämmerlich verschmachten und verfaulen lassen wollte. Bald aber kam er wieder zu sich, fand eine Tür und kam, über Stufen und Gänge, durch viele Gemächer in einen schönen Saal. Hier war es lieblich, glusam mitten im Winter. In einer Ecke brannte, indem die Lau und ihre Dienerschaft schon schlief, auf einem hohen Leuchter mit goldenen Vogelfüßen als Nachtlcht eine Ampel. Es stand viel köstlicher Hausrat herum an den Wänden, und diese waren samt dem Estrich ganz mit Teppichen staffirt: Bildweberei in allen Farben. Der Knabe hurtig nahm das Licht herunter von dem Stock, sah sich in Eile um, was er noch sonst erwischen möchte, und griff aus einem Schrank etwas heraus, das saß in einem Beutel und war mächtig schwer, deswegen er vermeinte, es sei Gold; lief dann und kam vor ein erzenes Pfortlein, das mochte in der Dicke gut zwö Gänge sein, schob die Riegel zurück und stieg eine steinerne Treppe hinauf in unterschiedlichen Absätzen, bald links, bald wieder rechts, gewiß vierhundert Stufen, bis sie zuletzt ausgingen und er auf ungeräumte Klüfte stieß; da mußte er das Licht dahinten lassen und kletterte so mit Gefahr seines Lebens noch eine Stunde lang im Finstern hin und her, dann aber brachte er den Kopf auf einmal aus der Erde. Es war tiefe Nacht und dicker Wald um ihn. Als er nach vielem Irregehen endlich mit der ersten Morgenhelle auf gänge Pfade kam und von dem Felsen aus das Städtlein unten erblickte, verlangte ihn am Tag zu sehen, was in dem Beutel wäre: da war es weiter nichts als ein Stück Blei, ein schwerer Regel, spannenlang, mit einem Ohr an seinem obern Ende, weiß vor Alter. Im Zorn warf er den Plunder weg, ins Thal hinab, und sagte nachher weiter niemand von dem Raub, weil er sich dessen schämte. Doch kam von ihm die erste Kunde von der Wohnung der Wasserfrau unter die Leute.

Nun ist zu wissen, daß die schöne Lau nicht hier am Ort zu Hause

war: vielmehr war sie, als eine Fürstentochter, und zwar von Mutter Seiten her halbmenshlichen Geblüts, mit einem alten Donauniz am Schwarzen Meer vermählt. Ihr Mann verbannte sie, darum, daß sie nur tote Kinder hatte. Das aber kam, weil sie stets traurig war, ohn' einige besondere Ursach'. Die Schwiegermutter hatte ihr gerweissagt, sie möge eher nicht eines lebenden Kindes genesen, als bis sie fünfmal von Herzen gelacht haben würde. Beim fünften Male mußte etwas sein, das dürfe sie nicht wissen, noch auch der alte Niz. Es wollte aber damit niemals glücken, joviel auch ihre Leute deshalb Fleiß anwendeten; endlich da mochte sie der alte König ferner nicht an seinem Hofe leiden und sandte sie an diesen Ort, unweit der obern Donau, wo seine Schwester wohnte. Die Schwiegermutter hatte ihr zum Dienst und Zeitvertreib etliche Kammerzogen mitgegeben, so muntere und fluge Mädchen, als je auf Entensfüßen gingen, denn was von dem gemeinen Stamm der Wasserweiber ist, hat rechte Entensfüße'; die zogen sie, pur für die Langerweile, sechsmal des Tages anders an (denn außerhalb dem Wasser ging sie in löstlichen Gewändern, doch barfuß), erzählten ihr alte Geschichten und Mären, machten Musik, tanzten und scherzten vor ihr. An jenem Saal, darin der Hirtenbub gewesen, war der Fürstin ihr Baden oder Schlafgemach, von welchem eine Treppe in den Blautopf ging. Da lag sie manchen lieben Tag und manche Sommernacht, der Kühlung wegen. Auch hatte sie allerlei lustige Tiere, wie Vögel, Küllhasen und Affen, vornehmlich aber einen possigen Zwerg, durch welchen vormals einem Ohm der Fürstin war von ebensolcher Traurigkeit geholfen worden. Sie spielte alle Abend Damenziehen, Schachzagel oder Schaf und Wolf mit ihm; so oft er einen ungeschickten Zug getan, schnitt er die raresten Gesichter, keines dem andern gleich, nein, immer eines ärger als das andere, daß auch der weise Salomo das Lachen nicht gehalten hätte, geschweige denn die Kammerjungfern oder du selber, liebe Leserin, wärst du dabei gewesen; nur bei der schönen Lau schlug eben gar nichts an, kaum daß sie ein paarmal den Mund verzog.

Es kamen alle Jahr um Winters Anfang Boten von daheim, die klopfen an der Halle mit dem Hammer, da frugen dann die Jungfern:

Wer pochet, daß einem das Herz erschrickt?

Und jene sprachen:

Der König schickt.

Gebt uns wahrhaftigen Bescheid,
was Gut's ihr habt geschafft die Zeit!

Und sie sagten:

Wir haben die ferndigen Lieder gesungen,
und haben die ferndigen Länze gesprungen,
gewonnen war es um ein Haar. —
Kommt, liebe Herren, übers Jahr!

So zogen sie wieder nach Haus. Die Frau war aber vor der Botschaft und danach stets noch einmal so traurig.

Eduard Mörike.

*

„Lebe wohl“ — Du fühlst nicht,
was es heißt, dies Wort der Schmerzen;
mit getrostem Angesicht
sagtest du's und leichtem Herzen.

Lebe wohl! — Ach tausendmal
hab' ich mir es vorgesprochen,
und in nimmersatter Qual
mir das Herz damit gebrochen!

Eduard Mörike.

*

Der Weiher

Er liegt so still im Morgenlicht,
so friedlich, wie ein fromm Gewissen;
wenn Weste seinen Spiegel küssen,
des Ufers Blume fühlt es nicht.
Libellen zittern über ihn,
blaugoldne Stäbchen und Karmin,
und auf des Sonnenbildes Glanz
die Wasserspinne führt den Tanz.
Schwertlilienkranz am Ufer steht
und horcht des Schilfes Schlummerliede;
ein lindes Säuseln kommt und geht,
als flüstr es: Friede! Friede! Friede!

*

Das Schilf

„Stille, er schläft! stille, stille!
Libelle, reg die Schwingen sacht,
daß nicht das Goldgewebe schrille,
und, Ufergrün, hab gute Wacht,
kein Kieselchen laß niederfallen.
Er schläft auf seinem Wolkenflaum
und über ihn läßt säuselnd wallen
das Laubgewölb der alte Baum.
Hoch oben, wo die Sonne glüht,
wieget der Vogel seine Flügel,
und wie ein schlüpfend Fischlein zieht
sein Schatten durch des Teiches Spiegel.
Stille, stille! er hat sich geregt,
ein fallend Reis hat ihn bewegt,



G. Wedepohl.

das grad zum Nest der Hänfling trug;
Su, Su! breit, Ust, dein grünes Tuch —
Su, Su! nun schläft er fest genug.“

*

Die Linde

„Ich breite über ihn mein Blätterdach,
soweit ich es vom Ufer strecken mag.
Schau her, wie langaus meine Arme reichen,
ihm mit den Fächern das Gewürm zu scheuchen,
das hundertfarbig zittert in der Luft.
Ich hauch ihm meines Odems besten Duft,
und auf sein Lager laß ich niederfallen
die lieblichste von meinen Blüten allen.
Und eine Bank lehnt sich an meinen Stamm,
da schaut ein Dichter von dem Uferdamm,
den hör ich flüstern wunderliche Weise
von mir und dir und der Libell so leise,
daß er den frommen Schläfer nicht geweckt;
sonst wahrlich hätt die Raupe ihn erschreckt,
die ich geschleudert aus dem Blätterhag.
Wie grell die Sonne blüht! schwül wird der Tag.
O könnt ich, könnt ich meine Wurzeln strecken
recht mitten in das tief kristallne Becken,
den Fäden gleich, die, grünlicher Asbest,
schaun so behaglich aus dem Wassernest,
wie mir zum Hohne, die im Sonnenbrande
hier einsam niederleht vom Uferrande.“

*

Die Wasserfäden

„Neid uns! neid uns! laß die Zweige hangen,
nicht weil flüssigen Kristall wir trinken,
neben uns des Himmels Sterne blinken,
Sonne sich in unserm Netz gefangen —
nein, des Leiches Blutsverwandte fest
hält er all uns an die Brust gepreßt,
und wir bohren unsre feinen Ranken
in das Herz ihm, wie ein liebend Weib,
dringen Adern gleich durch seinen Leib,
dämmern auf wie seines Traums Gedanken.
Wer uns kennt, der nennt uns lieb und treu,
und die Schmerle birgt in unsrer Hut
und die Karpfenmutter ihre Brut;
Welle mag in unserm Schleier kosen;
uns nur traut die holde Wasserfei,
sie, die Schöne, lieblicher als Rosen.
Schleuß, Trifolium, die Glocken auf,
kurz dein Tag, doch königlich sein Lauf!“

*

Kinder am Ufer

„O sieh doch! siehst du nicht die Blumenwolke
da drüben in dem tieffsten Weiherkolke?
O, das ist schön! hätt ich nur einen Stecken!
Schmalzweiße Kelch mit dunkelroten Flecken,
und jede Glocke ist frisiert so fein,
wie unser wächsern Engelchen im Schrein.
Was meinst du, schneid ich einen Haselstab
und wat ein wenig in die Furt hinab?“

Pah! Frösch und Hechte können mich nicht schrecken —
allein, ob nicht vielleicht der Wassermann
dort in den langen Kräutern hocken kann?
Ich geh, ich gehe schon — ich gehe nicht —
mich dünkt, ich sah am Grunde ein Gesicht —
komm, laß uns lieber heim, die Sonne sticht!“

Annette von Droste-Hülshoff.

*

Das Haus in der Heide

Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt, die strohgedeckte Hütte,
recht wie im Nest der Vogel duckt, aus dunkler Föhren Mitte.

Am Fensterloche streckt das Haupt die weißgestirnte Sterke,
bläst in den Abendduft und schnaubt und stößt ans Holzgerwerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt, mit reinlichem Gelände,
wo matt ihr Haupt die Glocke trägt, aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind, das scheint den Grund zu jäten,
nun pflückt sie eine Lilie lind und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die im Heidekraut sich strecken
und mit des Aves Melodie träumende Lüfte wecken.

Und von der Lenne ab und an schallt es wie Hammerschläge,
der Hobel rauscht, es fällt der Span, und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach sich aus den Föhrenzweigen,
und grade ob der Hütte Dach scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß es alte Meister hegten,
kunstvolle Mönche, und mit Fleiß es auf den Goldgrund legten:



G. Wedepohl.

Der Zimmermann — die Hirten gleich mit ihrem frommen Liede,
die Jungfrau mit dem Lilienzweig, und rings der Gottesfriede,

des Sternes wunderlich Geleucht aus zarten Wolfenfloren —
ist etwa hier im Stall vielleicht Christkindlein heut geboren?

Annette von Droste-Hülshoff.

*

Das Hirtenfeuer

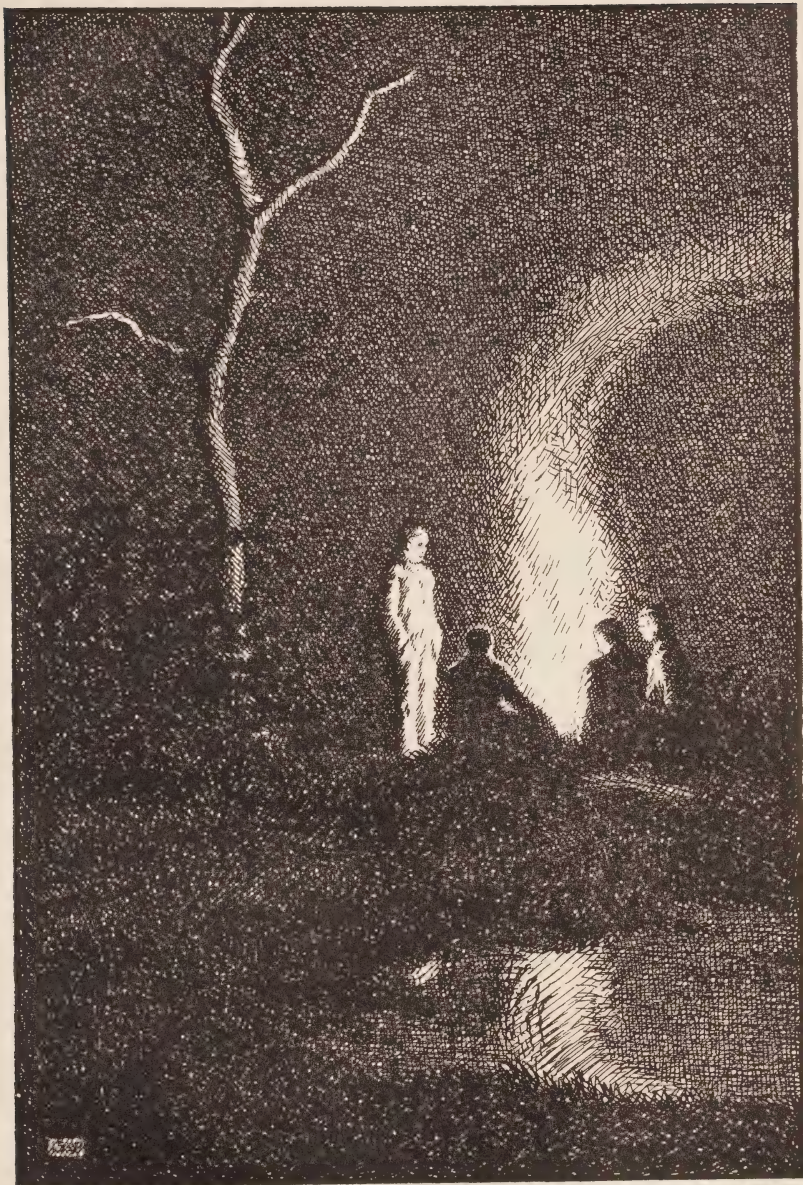
Dunkel, Dunkel im Moor, und über der Heide Nacht,
nur das rieselnde Rohr neben der Mühle wacht,
und an des Rades Speichen schwellende Tropfen schleichen.

Unke fauert im Sumpf, Igel im Grase duckt,
in dem modernden Stumpf schlafend die Kröte zuckt,
und am sandigen Hange rollt sich fester die Schlange.

Was klimmt dort hinterm Ginstern und bildet lichte Scheiben?
Nun wirft es Funkenflinster, die löschend niederstäuben;
nun wieder alles dunkel — ich hör des Stahles Picken,
ein Knistern, ein Gefunkel, und auf die Flammen zücken.

Und Hirtenbuben hocken im Kreis umher, sie strecken
die Hände, Torfes Brocken seh ich die Lohe lecken;
da bricht ein starker Knabe aus des Gestrüppes Windel
und schleift nach im Trabe ein wüßt Wacholderbündel.

Er läßt's am Feuer kippen — hei, wie die Buben johlen,
und mit den Fingern schnippen die Funken-Girandolen!
Wie ihre Zipfelmützen am Ohre lustig flattern,
und wie die Nadeln spritzen, und wie die Äste knattern!



G. Wedepohl.

Die Flamme sinkt, sie hocken aufs neu umher im Kreise,
und wieder fliegen Brocken, und wieder schwelt es leise;
glührote Lichter streichen an Haarbusch und Gesichte,
und schier Dämonen gleichen die kleinen Heiderwichte.

Der da, der unbeschuhete, was streckt er in das Dunkel
den Arm wie eine Rute? Im Kreise welch Gemunkel?
Sie spähn wie junge Geier von ihrer Ginsterschütte:
ha, noch ein Hirtenfeuer, recht an des Dammes Mitte!

Man sieht es eben steigen und seine Schimmer breiten,
den wirren Funkenreigen übern Wacholder gleiten;
die Buben flüstern leise, sie räuspern ihre Kehlen,
und alte Heiderweise vergittert durch die Schmelzen:

„Helo, heloe! Heloe, loe!
Komm du auf unsre Heide, wo ich mein Schäflein weide,
komm, o komm in unser Bruch, da gibts der Blümelein genug! —
Helo, heloe!“

Die Knaben schweigen, lauschen nach dem Lann,
und leise durch den Ginster ziehths heran:

„Helo, heloe! Ich sitze auf dem Walle,
meine Schäflein schlafen alle, komm, o komm in unsern Kamp,
da wächst das Gras wie Brahm so lang! — Heloe, heloe!
Helo, loe!“

*

Entzünden möchte ich alle Kerzen
und rufen jedem müden Sein:
Auf ist mein Paradies im Herzen,
zieht alle, alle nun hinein!

Annette von Droste-Hülshoff.

Der Hochwald

Die Nachmittagssonne war schon ziemlich tief zu Rüste gegangen und spann schon manchen roten Faden zwischen den dunklen Tannenzweigen herein, von Ast zu Ast springend, zitternd und spinnend durch die vielzweigigen Augen der Himbeer- und Brombeergesträuche — daneben zog ein Hänfling sein Lied wie ein anderes dünnes Goldfädchen von Zweig zu Zweig, entfernte Berghäupter sonnten sich ruhig, die vielen Morgenstimmen des Waldes waren verstummt, denn die meisten der Vögel arbeiteten, oder suchten schweigend in den Zweigen herum. Manche Waldlichtung nahm sie auf und gewährte Blicke auf die rechts und links sich dehrenden Waldrücken und ihre Täler, alles in wehmütig feierlichem Nachmittagsdufte schwimmend, gefaucht in jenen sanftblauen Waldhauch, dem Verkünder heiterer Tage, daraus manche junge Buchenstände oder die Waldwiesen mit dem sanften Sonnengrün der Ferne vorleuchteten. So weit das Auge ging, sah es kein ander Bild als denselben Schmelz der Forste, über Hügel und Täler gebreitet, hinausgehend bis zur feinsten Linie des Horizontes, der draußen am Himmel lag, glänzend und blauend, wie seine Schwester, die Wolke. Selbst als sie jetzt einen ganz baumfreien Waldbühel erstiegen hatten, und der alte Gregor der wundervollen Umsicht halber sogar die Gänste etwas halten ließ: ging der Blick wohl noch mehr ins Weite und Breite, aber kein Streifchen, nur linienbreit, wurde draußen sichtbar, das nicht dieselbe Jungfräulichkeit des Waldes trug. — Ein Unmaß von Lieblichkeit und Ernst schwebte und webte über den ruhenden dämmerblauen Massen. — Man stand einen Augenblick stumm, die Herzen der Menschen schienen die Feier und Ruhe mit zu fühlen; denn es liegt ein Anstand, ich möchte sagen ein Ausdruck von Tugend in dem von Menschenhänden noch nicht berührten Antlitz der Natur, dem sich die Seele beugen muß, als etwas Keuschem und Göttlichem, — und doch ist es zuletzt wieder die Seele allein, die all ihre innere Größe hinaus in das Symbol der Natur legt.

Die Gemüther der Mädchen, wie sie so dafußen in ihrer Sänfte und wie zwei Engelsbilder aus einem Rahmen herauschauten, erweiterten sich und hoben sich, und fast war alle Sorge um zu Hause verlassene Erdengüter von ihnen abgefallen — die Blumen ihrer Herzen, die Augen, schauten glänzend hinaus in die schöne Welt, und waren selbst schöner als sie — auf ihrem schmalen Brettchen mußten sie jede den einen Arm um die andere schlingen, und die Herzen, die sich fast gegenseitig schlagen hörten, hätten sich gerne noch fester aneinander gedrückt, um sie nur zeigen zu können, die unbegrenzte Fülle von Liebe und Güte, die sie zueinander hatten.

Der alte Gregor tupfte endlich mit der Hand an den Sänftenrand und zeigte rechts hinüber auf einen machtvollen, schwarzblau hereingehenden Waldrüden, von grauen Felsenbändern schräge gestreift, die aber kaum sichtbar waren in dem Funkeln und Dämmern der Luft. — „Seht,“ sagte er, „das ist das Ziel unserer Reise, und wir müssen heute noch fast bis auf zwei Drittel gegen seine Schneidelinie hinauf. Der Platz hier hat etwas wunderbar Zutunliches, und ich wußte, daß er euch gefallen müsse, aber die Sonne neigt sich der Wand zu, und wir müssen weiter.“

„Ja, ja,“ fuhr er fort, als man die Sänfte wieder aufgenommen hatte und die andere Seite des Waldhügels hinabging — „ja, ja, schöne Jungfrauen, der Wald ist auch schön, und mich dünkt manchesmal, als sei er noch schöner als die schönen Gärten und Felder, welche die Menschen machen, weil er auch ein Garten ist, aber ein Garten eines reichen und großen Herrn, der ihn durch tausend Diener bestellen läßt; in ihm ist gar kein Unkraut, weil der Herr jedes Kräutlein liebet und schätzt — er braucht auch ein jedes für seine vielen tausend Gäste, deren manche lecker sind und ganz Apartes verlangen. — Sehet, da habe ich draußen, es sind wohl zwölf Wegestunden von hier — da habe ich auch einen Garten, wo Suppenkräutlein wachsen und anderes — dann sind ein paar Rübe, viele Ziegen, auch Hafer- und Gerstenfelder — jetzt gehört alles meinem Enkel — der pflegt und hegt es — — aber wenn ich damals, vor zwanzig, dreißig Jahren, von meinem Hauswesen so des Sonntags in den Wald herauf

ging in die Länge und Weite, immer tiefer und immer tiefer, so allerlei sinnend, oft auf das Wild gar nicht einmal acht habend, so war das ein lieblicherer, anmutigerer Tag als die ganze andere Woche, und öfter wollte es mich bedünken, als hätte ich da eine schönere Vesper gefeiert, als die hinaus in die Nachmittagskirche, aber auch in das Schenkhaus gegangen sind; denn seht, ich habe mir immer mehr und mehr ein gutes Gewissen aus dem Walde heimgetragen. Es kann ja auch nicht anders sein; — denn wie ich nachgerade mutiger wurde, und weiter und weiter hereinkam, auch mehr Zeit hatte, da mein Sohn Lambrecht das Hausrecht überkam — sehet, da fing ich an, allgemach die Reden des Waldes zu hören, und ich horchte ihnen auch, und der Sinn ward mir aufgetan, seine Anzeichen zu verstehen, und das war lauter Prachtvolles und Geheimnisreiches und Liebevolltes von dem großen Gärtner, von dem es mir oft war, als müßte ich ihn jetzt und jetzt irgendwo zwischen den Bäumen wandeln sehen. — — Ihr schaut mich mit den schönen Augen seltsam an, Jungfrau — aber Ihr werdet, wenn ihr länger hierbleibt, schon auch etwas lernen; denn Eure Augen sind schön und klug. In allem hier ist Sinn und Empfindung, der Stein selber legt sich um seinen Schwesterstein und hält ihn fest, alles schiebt und drängt sich, alles spricht, alles erzählt und nur der Mensch erschauert, wenn ihm einmal ein Wort vernehmlich wird. — Aber er soll nur warten, und da wird er sehen, wie es doch nur lauter liebe, gute Worte sind.“ — —

Johanna sah mit unverhohlenem Erstaunen in das Antlitz des alten Waldsohnes, und es begann ihr ordentlich immer schöner zu werden. Man war mittlerweile wieder ins Thal zu einem rauschenden, springenden Bache gekommen, und Gregor mußte sein Gespräch abbrechen, weil er hier wieder Anordnungen behufs des Weitergehens zu machen hatte.

„Vater, Vater,“ sagte Johanna leise, „welch einen seltsamen Menschen habt Ihr uns hier beigegeben!“

„Kind, dies ist ein Kleinod der Wüste,“ erwiderte der Vater, „niemand weiß dies weniger als er selber, Du wirst oft auf seine Worte horchen wie auf die Klänge silberner Glocken, Du wirst von ihnen vieles lernen

— und er wird Euch eine Stimme der Wüste sein, wenn Ihr ferne von der Heimat in der Einsamkeit leben müßet. Wir haben vor Jahren manche Tage miteinander verlebt, damals war er kühner und feuriger, aber die wunderlichen Gedanken spannen sich schon damals wie ein seltsamer ausländischer Frühling aus ihm heraus, und wenn wir so oft einen langen Nachmittag miteinander allein zu einem fernen Jagdzuge gingen, und er zutraulich wurde, und das Band seiner Reden und Phantasien lösete, so warf er Blüten und Bäume, Sonne und Wolken durcheinander, und abenteuerlich Glauben und Grübeln, daß es mir oft nicht anders war, als würde aus einem alten schönen Dichtungsbuche gelesen. Manche höhnten ihn, und gegen diese verschloß er wie mit Felsen den Quell seiner Rede, aber ich habe ihn jederzeit geliebet, und er mich auch. Er war es, der mir einst den schönen einsamen Platz zeigte, zu dem wir eben auf der Wanderung sind, und den vielleicht kein Mensch weiß, und er ist es auch, der nicht um Geld und Geldeswert, sondern ebenfalls aus alter Liebe zu mir und neuer zu Euch, wenn Ihr sie nicht verscherzet, sich entschlossen hat, die Zeit Eures Waldaufenthaltes bei Euch zu wohnen, um mit dem Reichtume seiner Erfahrungen zu Eurem Schutze behilflich zu sein.“

Der Gegenstand, von dem die Rede war, trat indessen wieder hervor, als ziehe es ihn zu der Gegenwart der lieblichen Wesen, die ihm anvertraut werden sollten. Der Bach, an dem man jetzt entlang und ihm entgegen stieg, war nicht das klare Waldwasser aus dem Tale der Hirschberge, sondern ein wild einherstürzender, schäumender Bergbach mit goldbraunem, durchsichtigem Wasser. Man ging immer an seinen Ufern, und die Männer mit der Sänfte gingen rüstig von Stein auf Stein, wie sie so weiß auf dem schwarzmoorigen Grunde umherlagen, von dem Wasser geschwemmt und gebleicht. Das Land stieg sanft der blauen Waldwand entgegen, auf die Gregor gezeigt hatte. Man eilte sichtlich; denn am Rande der Wand, die, wie man ihr näher kam, immer größer und kühler emporstieg, spielten schon die Strahlen der Abendsonne in breiten Strömen herein, und legten einen mattroten Goldschein weithin auf die gegenüberliegenden Waldlehnen. Am kühlblauen Osthimmel wartete schon der

Halbmond. Der Boden fing an sehr merklich emporzusteigen und wilder und wilder zu werden. Manch zerrissener Baumstamm stand an ihrem Wege — mancher Klotz war in das Wirrsal der Ranken und Schlingkräuter geschleudert, um dort zu vermodern, oder auch öfter kamen sie zwischen mannhohen Farrenkräutern durch, oder Himbeergesträuchen, die oft mit Beeren bedeckt waren, von ferne zu sehen, als hätte man ein rotes Tuch über sie gebreitet.

Da sie gelegentlich wieder an einer Espe vorüberkamen, deren Blätter, obwohl sich kein Hauch im ganzen Walde rührte, dennoch alle unaufhörlich zitterten, so sagte Klarissa zu dem Alten, wenn er die Zeichen und die Sprache der Wälder kenne und erforsche, so wisse er vielleicht auch, warum denn gerade dieser Baum nie zu einer Ruhe gelangen könne, und seine Blätter immer taumeln und baumeln müssen.

„Es sind da zwei Meinungen,“ entgegnete er, „ich will sie Euch beide sagen. Meine Großmutter, als ich noch ein kleiner Knabe war, erzählte mir, daß, als noch der Herr auf Erden wandelte, sich alle Bäume vor ihm beugten, nur die Espe nicht, darum wurde sie gestraft mit ewiger Unruhe, daß sie bei jedem Windhauche erschrickt und zittert, wie jener ewige Jude, der nie rasten kann, so daß die Enkel und Urenkel jenes übermütigen Ahnherrn in alle Welt gestreut sind, ein zaghaft Geschlecht, ewig bebend und flüsternd in der übrigen Ruhe und Einsamkeit der Wälder. Darum schaute ich als Knabe jenen gestraften Baum immer mit einer Art Scheu an, und seine ewige Unruhe war mir wie Pein. Aber einmal, es war Pfingstsonntags nachmittag vor einem Gewitter, sah ich (ich war schon ein erwachsener Mann) einen ungemein großen Baum dieser Art auf einer sonnigen Waldblöße stehen, und alle seine Blätter standen stille; sie waren so ruhig, so grauenhaft unbeweglich, als wären sie in die Luft eingemauert, und sie selber zu festem Glase erstarrt — es war auch im ganzen Walde kein Lüftchen zu spüren und keine Vogelstimme zu hören, nur das Gsumme der Waldfliegen ging um die sonnenheißen Baumstämme herum. Da sah ich mir denn verwundert den Baum an, und wie er mir seine glatten Blätter, wie Herzen, entgegenstreckte auf

den dünnen, langen, schwanken Stielen, so kam mir mit eins ein anderer Gedanke: wenn alle Bäume, dacht' ich, sich vor dem Herrn geneigt haben, so tat es gewiß auch dieser und seine Brüder; denn alle sind seine Geschöpfe, und in den Gewächsen der Erde ist kein Troß und Laster, wie in dem Menschen, sondern sie folgen einfach den Gesetzen des Herrn und gedeihen nach ihnen zu Blüte und Frucht — darum ist nicht Strafe und Lohn, sondern sie sind alle geliebt — und das Zittern der Espe kommt gewiß nur von den gar langen und feinen Stielen, auf die sie ihre Blätter wie Löffelchen stellt, daß sie jeder Hauch lüftet und wendet, worauf sie ausweichen und sich drehen, um die alte Stellung wieder zu gewinnen. Und so ist es auch; denn oft hab' ich nachher noch ganz ruhige Espen an windstillen Tagen angetroffen, und darum an anderen, wo sie zitterten, ihrem Geplauder mit Vorliebe zugehört, weil ich es gutzumachen hatte, daß ich einstens so schlecht von ihnen gedacht. Darum ist es aber auch ein sehr feierlicher Augenblick, wenn selbst sie, die so Leichtfertige, ganz ruhig ist, es geschieht meistens vor einem Gewitter, wenn der Wald schon harret auf die Stimme Gottes, welche kommen und ihnen Nahrung herabschütten wird. Sehet nur, liebe Jungfrauen, wie schmal der Fuß ist, womit der Stiel am Holze und das Blatt am Stiele steht, und wie zäh und drehbar dieser ist — sonst ist es ein sehr schönes Blatt.“

Bei diesen letzten Worten hatte er einen Zweig von einer der Espen gerissen und ihn Klarissen gereicht.

Adalbert Stifter, *Der Hochwald*.

*

Septembermorgen

Im Nebel ruhet noch die Welt,
noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
den blauen Himmel unverstellt,
herbstkräftig die gedämpfte Welt
in warmem Golde fließen.

Eduard Mörike.

In dem Werke „Ausfaat“ sind folgende Beiträge enthalten:

Claudius, Matthias, geboren am 15. August 1740 in Reinfeld bei Lübeck,
gestorben am 21. Januar 1815 in Hamburg.

Der Mond ist aufgegangen	5
Täglich zu singen	6
Grau Rebekka mit den Kindern am Mai-Morgen	7
Liebt Euch auf Erden	9
An meinen Sohn Johannes 1799	10
Und wenn sie alle dich verschrein	13
Geduldig sein	14

Droste-Hütshoff, Annette von, geboren am 12. Januar 1798 in Hülshof
bei Münster, gestorben am 24. Mai 1848 in Meersburg am Bodensee.

Der Weiher	66
Das Schilf	66
Die Linde	68
Die Wasserfäden	69
Kinder am Ufer	70
Das Haus in der Heide	70
Das Hirtenfeuer	72

Eichendorff, Joseph von, geboren am 10. März 1788 in Lubowiß bei
Ratibor, gestorben am 26. November 1857 in Neisse.

Aus dem Leben eines Taugenichts	40
Es geht wohl anders, als du meinst	43
In der Fremde	44
Abschied vom Walde	44
Das zerbrochene Ringlein	46
Bei einer Linde	46
Einsamkeit	47
Nachts	47
Heimweh	48
Abschied	48
Waldeinsamkeit	50

Goethe, Johann Wolfgang, geboren am 28. August 1749 in Frankfurt
a. M., gestorben am 22. März 1832 in Weimar.

Die Leiden des jungen Werther	15
In Sesenheim	21
Wilhelm Meisters Wanderjahre	23

Jungnickel, Max, geboren am 27. Oktober 1890 in Sargdorf, Kreis	
Liebenwerda, lebt in Berlin-Lichterfelde.	
Im Rächchenhause zu Heilbronn	51
Nächtlich	52
Sommerzeilen	52
Kaulbach, Wilhelm von, geboren am 15. Oktober 1805 in Arolsen, gestorben	
am 7. April 1874 in München.	
Lotte und ihre Geschwister ,	gegenüber 16
Im Pfarrhause zu Esenheim	" 22
Lenau, Nikolaus, geboren am 13. August 1802 in Isatad bei Temesvár,	
gestorben am 22. August 1850 in Döbling bei Wien.	
Das Posthorn	54
Vanitas	55
Der Eichwald	56
Schilflieder	56
Bitte	59
Stumme Liebe	59
An die Melancholie	59
Frage	59
Mörike, Eduard, geboren am 8. September 1804 in Ludwigsburg, ge-	
storben am 4. Juni 1875 in Stuttgart.	
Um Mitternacht	60
Gebet	60
Neue Liebe	61
Denk' es, o Seele!	61
Historie von der schönen Lau	62
Lebe wohl	65
Septembermorgen	80
Novalis, Friederich, geboren am 2. Mai 1772 in Wiedersiedt, Graf-	
schaft Mannsfeld, gestorben am 25. März 1801 in Weissenfels.	
Geistliches Lied	14
Richter, Adrian Ludwig, geboren am 28. September 1803 in Dresden,	
gestorben am 18. Juni 1884 in Dresden.	
Ausfaat	3
Der Mond ist aufgegangen	5
Feierabend	33
Und die Sonne Homers siehe sie scheint auch uns	37

Alte. 2. Seite mit zusammen
I/II x 14 -

